

Stadt Löhne

Stadtarchiv



# Beiträge zur Heimatkunde des Amtes Löhne

## Heft 1

Herausgegeben vom Amtsheimatverein Löhne  
im Dezember 1968

unverändertes, volltextrecherchierbares Digitalisat

angefertigt mit freundlicher Erlaubnis des  
Heimatvereins der Stadt Löhne e.V. durch das Stadtarchiv Löhne  
im Januar 2021

Zugleich Band 1 der Schriftenreihe:

**Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhausen (BHLO)**

*Seit 1978 herausgegeben im Auftrage des Heimatvereins der Stadt Löhne e.V. und  
des Arbeitskreises für Heimatpflege der Stadt Bad Oeynhausen – seit 2006 erstellt in  
Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Löhne und dem Stadtarchiv Bad Oeynhausen.*

**Stadt Löhne**  
Stadtarchiv  
Oeynhausener Straße 41  
32584 Löhne  
05732/100317  
Stadtarchiv@loehne.de  
[www.loehne.de/Stadtarchiv-](http://www.loehne.de/Stadtarchiv-)



Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung – Nicht Kommerziell – Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>

Herausgegeben vom  
Amtsheimatverein Löhne



Beiträge  
zur Heimatkunde  
des Amtes Löhne



# Beiträge zur Heimatkunde des Amtes Löhne

Heft 1

Herausgegeben vom Amtsheimatverein Löhne

Dezember 1968

---

VERLAG HERMANN BRACKMANN, LÖHNE (WESTF.)

Stadtarchiv Löhne  
DZ Beit 1

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	5
<i>Erich Horstkotte:</i>	
Zeugen aus grauer Vorzeit — Beiträge zur Erdgeschichte der Landschaft um Löhne . . . . .	7
<i>Heinrich Ottensmeier:</i>	
Unser Bauernhaus und seine Einrichtungen . . . . .	27
<i>Kurt Bobbert:</i>	
Die „Action bey Coofeldt“ Das Gohfelder Gefecht am 1. August 1759 und seine Vorgeschichte . . . . .	57

Die Verfasser sind für den Inhalt ihrer Beiträge allein verantwortlich.

Umschlagzeichnung: Erich Horstkotte

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hermann Brackmann, Löhne (Westf.).

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

## Vorwort

Das vorliegende Heft, das „Beiträge zur Heimatkunde des Amtes Löhne“ zum Inhalt hat, ist der Anfang einer Reihe von Veröffentlichungen, die später unter dem gleichnamigen Titel zusammengefaßt werden sollen. Insofern erheben sie keinen Anspruch auf eine gewisse inhaltliche Rangfolge, die einer späteren endgültigen Disposition vorbehalten bleibt.

Obwohl die Beiträge gelegentlich über den engeren Rahmen hinausgreifen, wollen sie im wesentlichen eine Heimatgeschichte sein, die Natur und Landschaft, Landschaft und Mensch, Mensch und Wirtschaft und bemerkenswerte Schicksale des Gemeinwesens der Vergessenheit entreißt.

An Fest- und Jubiläumsschriften – insonderheit zu den 800-Jahr-Feiern verschiedener Gemeinden des zu behandelnden Raumes – besteht kein Mangel. Auch andere Schriften, wie die von Karl Kornfeld verfaßte Arbeit „Geschichte des Kirchspiels Gohfeld“, erfassen nur Teilbereiche des Werdens und Wachsens der Heimatgeschichte.

Aus Kreisen des Amtsheimatvereins kam daher schon vor Jahren die Anregung, eine zusammenhängende Heimatkunde des Amtes Löhne zu schreiben, um interessierten Erwachsenen und den heimischen Schulen ein fundiertes Lese- und Sachbuch in die Hand zu geben.

Besonderer Dank gebührt Herrn Amtsdirektor H. Kröger, der nicht nur am Fortgang der Arbeit regen Anteil nahm, sondern auch durch Bereitstellung von Mitteln die Drucklegung unterstützte.

So mag das erste Heft seinen Beitrag dazu geben, heimatkundliches Wissen zu stärken und die vielfachen Verflechtungen des Gemeinwesens im Wechsel der Zeiten zu erkennen, kurzum, die Liebe zur Heimat zu wecken. Das gilt im gleichen Maße für viele Bürger des heimischen Raumes, die in Löhne eine neue Heimat gefunden haben.

*Amtsheimatverein Löhne*

Löhne, im Dezember 1968

## Zeugen aus grauer Vorzeit - Beiträge zur Erdgeschichte der Landschaft um Löhne

*Von Erich Horstkotte, Obernbeck*

Das Gesicht des alternden Menschen, das durch Falten und Runzeln gekennzeichnet ist, zeigt einen sturmbewegten und vielgestaltigen Lebenskampf an, stellt ein vom Leben gezeichnetes Porträt dar und weist nicht selten charakteristische Züge auf, die zu studieren, dem tiefer Schauenden wesentliche Merkmale eben dieses Menschen mitteilen.

Wer das Gesicht der Landschaft, das durch mannigfaltige und ebenso vielgestaltige Oberflächenformen bestimmt ist, zu deuten vermag, wird in den Höhen und Tiefen, den hügeligen Ketten und Senken, den Bergkuppen und Flußtälern Gesichtszüge erkennen können, die das Kräftespiel des Werdens und Vergehens geologischer Formen und ein hohes Alter der Heimaterde bezeugen.

Keine geschriebene Urkunde vermag Licht in jene urgeschichtlichen Zeiträume der Erdentwicklung zu werfen, die in Jahrmillionen gemessen werden. Und dennoch hat uns die Natur in Versteinerungen längst ausgestorbener Pflanzen und Tiere, in den Nachfahren versunkener Arten und Geschlechter und in den steinernen Zeugen einer einst weiträumigen Eisbedeckung hier und da Fingerzeige gegeben, die auf ein vielbewegtes Leben der heimatlichen Landschaft um Löhne schließen lassen.

So wie uns die Geschichte der Menschheit in alten Urkunden und Chroniken überliefert ist, blättert der Geologe gewissermaßen in der „steinernen Chronik der Erdschichten“, die ihm Aufschlüsse über frühere Erdepochen vermittelt und damit die Geschichte der Erde – auch unserer Heimaterde – bezeugt.

Die Zeitspanne der Menschheitsgeschichte ist allerdings kurz. Im frühen Diluvium (Eiszeit) sind die ersten Spuren des Menschen zu erkennen, vor rund 530 000 Jahren. Die gesamte Erdgeschichte seit dem Archaikum (archaios = uranfänglich) umfaßt den kaum vorstellbaren Zeitraum von 2 Milliarden Jahren, der von manchen Forschern sogar noch früher geschätzt wird.

Um eine gewisse Vorstellung von den gewaltigen Zeitdimensionen zu vermitteln, die seit der Bildung der festen Erdkruste unserer Heimatflur verstrichen sind, setzen wir diesen Zeitraum, das „geologische Jahr“, mit unserem Kalenderjahr in Beziehung und erfahren, daß das Auftreten des Menschen in der Erdgeschichte nur wenige Stunden ausmacht.

Ein Zahlenvergleich scheint noch einleuchtender zu sein, um die Geschichte des Menschen und die der Erde miteinander zu vergleichen: Geht man davon aus, daß 1000 Jahre einem Millimeter gleichgesetzt werden, so beträgt die Strecke, die seit Ende der jüngeren Steinzeit (2000 v. Chr.) – Kulturen aus dieser Zeit sind auch für Löhne nachweisbar – verflossen ist, nur 4 Millimeter. Die Zeit aber, die seit Beginn des Archaikums – hier erstarre die Erde zu einer festen Kruste – verstrichen ist, entspricht einer Strecke von 2000 km. Diese Entfernung verbindet ungefähr in geradliniger Folge die Städte Frankfurt und Charkow (Wagner).

Wenn also in weiteren Artikeln der Versuch gemacht wird, die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Landschaft im heimischen Raum darzustellen, müssen wir von der Tatsache ausgehen, daß der Mensch in einer relativ kurzen Zeitspanne, in jüngster Zeit allerdings in einer geradezu sich überschlagenden Intensität, der Ravensberger Mulde und damit der Landschaft um Löhne seinen Stempel aufdrückte.

Nur so kann Heimatgeschichte recht verstanden werden. Sie zwingt den handelnden Menschen in die Schranken einer gewissen Bescheidenheit, wenn er sich der gewaltigen Zeiträume bewußt wird, die unsere Landschaft um Löhne werden ließen.

Aber auch noch ein anderer Gedanke scheint mir wesentlich zu sein, wenn es darum geht, den Rahmen abzustecken, in dem Erdgeschichte im heimischen Raum sich vollzog: Mit dem Wechsel der Umweltbedingungen in geologischer und klimatischer Sicht war ebenso ein solcher organischer Lebens verbunden. Den sich ändernden Verhältnissen versuchten sich die Lebewesen immer neu anzupassen. Wenn auch der Ursprung jeglichen Lebens in unserer Heimat in tiefes Dunkel gehüllt ist, so verdient festgestellt zu werden, daß sich im Laufe der Jahrtausende aus primitiven Anfängen pflanzlichen und tierischen Lebens immer vielseitigere und vollkommene Formen entwickelten – hin bis in unsere Tage.

Wir wissen aber auch, daß jede Entwicklung zu einem Ende strebt, daß also anders ausgedrückt, der Anpassungsfähigkeit der Lebewesen an die Umwelt Grenzen gesetzt sind, die gewissermaßen „in ihrer Natur“ liegen. Viele Lebewesen sind daher im Laufe der Erdgeschichte ausgestorben oder zeigen heute nur noch Spuren kümmerlichen Daseins und stellen damit Relikte, d. h. Überbleibsel, einst starker Pflanzen- und Tiergeschlechter dar, wie in weiteren Kapiteln noch auszuführen ist.

Zum anderen zeigt sich aber die gestaltende Kraft des Lebens im Bereich des Kreatürlichen bis in die jüngste Zeit so kraftvoll und schöpferisch, daß in allen Zeitaltern der wechselvollen Erdgeschichte neue Lebewesen auftauchten, sich weiter entwickelten und jene Formenfülle schufen, die den Wanderer auf heimischen Fluren immer wieder in ihren Bann zieht und den forschenden Geist nicht müde werden läßt.

Aber lassen wir die Zeugen aus ferner Vergangenheit selbst zu Wort kommen.

## *Pflanzen der Heimat aus uraltem Geschlecht — auf den Spuren des Erdaltertums*

Es dürfte eine landläufige Meinung sein, daß Pflanzen Blüten hervorbringen, mögen diese noch so klein und unscheinbar sein. Sind es doch gerade die blühenden Wunder im eigenen Garten und in der offenen Flur, die den Rhythmus der Jahreszeiten und das Werden und Vergehen uns offenbar machen. Vergehen – sagte ich? – Nun, die Pflanze welkt dahin, aber in ihren Samen, die sich aus den befruchteten Blüten entwickelten, bewahrt sie neues Leben für den kommenden Frühling und für die Zukunft überhaupt. Das ist beim bescheidenen Veilchen genauso wie bei den mächtigen Sonnenblumen, die den Herbst unserer Landschaft Jahr für Jahr verheißten.

Blütenpflanzen tauchen erst recht spät in der Erdgeschichte auf. In der Kreidezeit (vor rund 200 Millionen Jahren), einer Formation des Erdmittelalters, beginnt ihre stürmische Entwicklung bis in unsere Tage. Die wundersamen Orchideen der Wiesen und Wälder, das Gefleckte Knabenkraut (*Orchis maculatus* L.) in der „Blutwiese“ vor den Toren Löhnes und das unscheinbare, weniger farbenprächtige Zweiblatt (*Listera ovata* L.) in der feuchten „Turlake“ (lake = See) in Ulenburg, scheinen, so meinen die Botaniker, das für uns sichtbare Endglied dieser Entwicklung zu sein. Die Fragestellung ist hierbei nicht ohne Reiz, welche Entwicklung die Blütenpflanzen in den nächsten Jahrtausenden einschlagen mögen – Gebilde, die in ihrer eigenwilligen Schönheit sicherlich nur in unserer Phantasie ausgemalt werden können.

Pflanzen nun, die nicht blühen, erscheinen dem unbefangenen Naturliebhaber seltsam, gelegentlich fremdartig – ja, gewissermaßen aus einer anderen Welt herrührend. Farne, Moose, Schachtelhalme und die bemerkenswerten Bärlappe, die der Pflanzenkundler zu den Sporenpflanzen zählt, besitzen die besondere Eigenart, keine Blüten zu entwickeln, sondern eben „Sporen“ zu bilden, die beispielsweise an der Blattunterseite einiger Farnkräuter unserer Heimat zu kleinen „Tüpfeln“ (daher Tüpfelfarne) gehäuft sind und an Stelle des aus der befruchteten Blüte entstehenden Samens durch Sporen den Bestand der Art erhalten.

Unsere heimischen Farne sind bescheidene Nachfahren der vor gut einer Milliarde von Jahren versunkenen Steinkohlenflora des Erdaltertums (Paläozoikum, palaios = alt) und erinnern an jene gewaltigen Wälder der Karbonzeit (carbo = Kohle), die mit dem vertrauten Bild unserer heimischen Buchen- und Fichtenwälder sowenig übereinstimmen.

Zahlreiche Abdrücke von Rindenstückchen der schon längst ausgestorbenen Schuppenbäume (etwa 30 m hoch) und Siegelbäume (etwa 20 m hoch) dieser Epoche und die Spuren mächtiger Blattwerkgeflechte der Riesenfarne (bis zu 12 m Höhe), die man beispielsweise in den „Gesteinsbrocken“ der für die Dampflokomotiven benutzten „Bunkerkohle“ unserer heimischen Eisenbahn gefunden hat, lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die

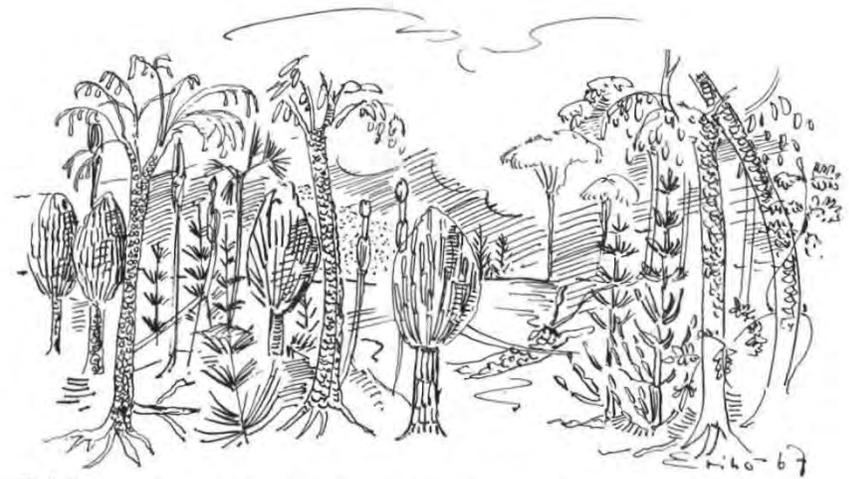
massigen Kohleschichten Westfalens in den untergegangenen Wäldern der Karbonzeit im grauen Erdaltertum ihren Ursprung haben.

Wir dürfen vermuten, daß auch in unserer Landschaft um Löhne in den tiefsten Tiefen Kohlevorkommen vorhanden sind, die durch Gesteinsschutt zugedeckt und der Unzugänglichkeit halber bis auf den heutigen Tag unaufgeschlossen geblieben sind. Es ist bekannt, daß die kohleführenden Schichten, die im Ruhrgebiet früher im Tagebau, will heißen ohne Stollenbetrieb, abgebaut wurden, durch gestaltende Kräfte aus dem Erdinnern aus der ursprünglich horizontalen Lage in immer tiefer liegende Zonen abrutschten, je weiter wir uns vom Ruhrgebiet ausgehend unserer Landschaft um Löhne und dem Norddeutschen Tiefland zuwenden. Es ist schwierig, mit dem Zeitmaß des Irdischen jenen erdgeschichtlichen Räumen nachzuspüren, in denen in unseren Breiten ein feuchtwarmes Klima das Wachstum der Pflanzenwelt bestimmte. Stellen wir uns also die Landschaft um Löhne folgendermaßen vor: In einer ausgedehnten Sumpflandschaft, die hier und da durch Wasserflächen unterbrochen war und die durch kräftige, warme Regengüsse gespeist wurde, streckten riesige Siegel- und Schuppenbäume (siehe Tafel 1!) ihre mächtigen Arme in den fast immer dunsts schweren, bewölkten Himmel, umrankt von kletternden Farnen, die den Lianen der heutigen Urwälder in ihrem Wachstum nicht unähnlich waren. Am Boden breitete sich Sumpfdickicht aus Bärlappen aus, aus dem kurzstämmige Farnbäume ihre Wedelkronen emporhoben.

In den stillen Buchten und Lagunen sproß der Riesenschachtelhalm des Erdaltertums, der Riesenschachtelhalm, bis zu 30 m in die Höhe und bildete an den Stellen seines Vorkommens dschungelartige Dickichte, den Bambuswäldern Asiens vergleichbar. Wir haben es hier mit den gewaltigen Vorläufern unserer heimischen Schachtelhalme zu tun, die in den Gärten in Gestalt kleiner „Tannenbäumchen“ (Ackerschachtelhalm = *Equisetum arvense* L.) aus der Erde schießen und in ihrer vegetativen Wuchsfreudigkeit und Hartnäckigkeit den Gartenfreund vor gewisse Probleme stellen, dies um so mehr, als die Wurzeln tief im Boden stecken und selbst vom Pflug nicht erreicht werden können. Vom Ackerschachtelhalm erzählt man sich in Westfalen, daß an seinem Wurzelende „ein goldenes Knöpfchen“ hänge, um gewissermaßen Kinder, Knechte und Mägde beim Ausjäten dieses lästigen Unkrautes anzueifern.

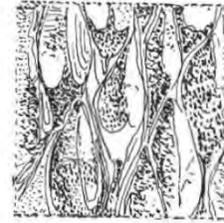
Der Volksmund kennt den Schachtelhalm als Zinnkraut, das, wie die Überlieferung berichtet, in früheren Zeiten gern zur Reinigung der Zinngefäße, der Zierde alter Bauernstuben, benutzt wurde.

An feuchten, schattigen Waldstellen um Löhne. so an wenigen Stellen des Ulenburger Waldes, wächst der für unsere Heimat weitaus seltenere Waldschachtelhalm (*Equisetum silvaticum* L.), der durch seine Vorliebe für sehr feuchte Standortverhältnisse noch mehr als der Ackerschachtelhalm an die großen Vorfahren in grauer Vorzeit erinnern dürfte oder sogar der Riesenschachtelhalm (*Equisetum maximum* Lam.), der bis zu 1,5 m Höhe die feuchten Waldsümpfe besiedelt. Nach dem Botaniker Schwier



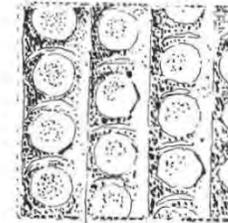
Tafel 1 Sumpfwald der Steinkohlenzeit (Erdaltertum)

- Baumarten: a) Schuppenbaum (30 m hoch, bis 2 m  $\phi$ )  
 b) Siegelbaum (20 m hoch, bis 1 m  $\phi$ )  
 c) Schachtelhalm (20–30 m hoch, bis 1 m  $\phi$ )  
 d) Kletterfarn



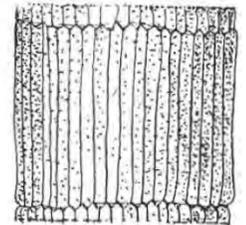
a

Stammoberfläche von  
a) Schuppenbaum



b

b) Siegelbaum



c

c) Schachtelhalm

Nach F. v. Hagen, Das Leben in Wasser, Heide und Moor.  
 Hagemanns naturkundliche Arbeitshefte, Heft 3,  
 Lehrmittelverlag Wilhelm Hagemann, Düsseldorf, 1965

(„Die Vegetation des Kreises Herford“, 1955) soll der Riese unter den heimischen Schachtelhalmen neben anderen Fundstellen in Eickum „in Menge“ vorgekommen sein.

Phantastisch und andersartig war auch die Tierwelt des Steinkohlenwaldes. Kein Vogellaut — die Vögel tauchen erst im Erdmittelalter, also sehr viel später auf — war in der unheimlichen Stille zu hören, eine Stille, in der das „düstere Schweigen brütete“, wie es Francé so unübertrefflich ausgedrückt hat. Blattwanzen und Scharben krochen schwerfällig an den Stäm-

men empor oder geisterten schwirrend durch die feuchte Einöde. Merkwürdige Krebse und furchterregende Skorpione krabbelten dahin, und riesige Libellen mit einer Flügelspannweite bis zu 70 Zentimetern tanzten um die glatten Schäfte der Schachtelhalme – eine merkwürdige Welt, eine fremdartige und phantastische Welt, eine Welt des Schweigens, unvergleichbar mit unserer heutigen Landschaft um Löhne, in der Vogellaut und -sang die Umwelt zum Klingeln bringen.

Halten wir also fest: Unsere heimischen Abkömmlinge jener Pflanzen- und Tierriesen des Erdaltertums – wie zierlich nehmen sich beispielsweise unsere heutigen Libellen aus – sind nur kümmerliche Überbleibsel der einst gigantischen Flora und Fauna der Steinkohlenwälder.

Aber dennoch schenken gerade sie reizvolle Stunden der Beobachtung und Besinnung für alle, die Freude empfinden, im Buche der Natur zu blättern und zu lesen. Ihnen wird es kein müßiges Beginnen bedeuten, aus der Fülle der belebten Natur weitere Pflanzen der Heimat ausfindig zu machen, die als Nachfahren weit verklungener Zeiten Zeugnis ablegen und ein bescheidenes Licht in die graue Vorzeit werfen. Ihnen wird die Mauerraute (*Asplenium Ruta-muraria* L.), der kleinste und anspruchsloseste Vertreter unserer heimischen Farne, der in den rissigen Gesteinsfugen von Schloß Ulenburg ebenso wie in den Natursteinritzen alter heimischer Hofmauern wächst, bescheidener Abglanz und Zeugnis fernster Ferne sein wie die mächtigen Dickungen aus Adlerfarn (*Pteridium aquilinum* L.) in der „Wassiek“-Schlucht unserer Egge, die dem heimischen Wild schützenden Unterschlupf gewähren.

Hierzu gehört nicht minder der sehr seltene und daher geschützte Rippenfarn (*Blechnum Spicant* L.), den wir in den letzten Jahren nur in wenigen Exemplaren in einem sehr feuchten Hohlweg des Ulenburger Waldes fanden und der der immergrünen Blätter halber früher gern zu Schmuckzwecken benutzt wurde. Versuche einmal dein Glück auf dem nächsten Spaziergang zur Ulenburg, aber rühre den Rippenfarn nicht an, den Zeugen des Erdaltertums! –

Auch in der Sage bleiben die Farne von Geheimnissen unwittert. Scheinen sie doch schon dem Urmenschen das Gesetz zu durchbrechen, daß Samen nur aus Blüten hervorgehen können. Vielen Sagen nach soll allerdings auch der Farn blühen, wenn auch nur in der Johannis- und Christnacht und das auch wiederum nur zur mitternächtlichen Stunde. In kurzer Zeit soll dann die „blühende“ Farnpflanze Samen hervorbringen, die geheimnisvolle Kräfte wachrufen können. Im Schuhwerk getragen, sollen sie dem Menschen eine Tarnkappe verleihen. Im „Kräuterbuch“ (1534) von Otho Brunfels, dem ersten gedruckten Kräuterbuch in deutscher Sprache, lesen wir über den Farn: „Kein Kraut ist da meer hexen werck / und teuffels gespenst mit grüben würt.“ Weiterhin ist der Farn als „Irrwurz“ bekannt. Wehe dem Wanderer, der auf diese Pflanze tritt! Er kommt vom Wege ab und soll der Sage nach erst nach „stundenlangem Umherirren“ dahin zurückkehren, wo er seinen Ausgangspunkt genommen hatte. –

Und wenn du nach den Bärlappen der Heimat fragen solltest, so wirst du wahrscheinlich vergeblich nach ihnen suchen. Das letzte bekannte Vorkommen der Heimat im Kahlen Berg, unweit von Löhne, besteht nicht mehr. Auf einer lichten, grasigen Waldinsel, inmitten eines ausgedehnten Fichtenforstes, kroch er, der Kolbenbärlapp (*Lycopodium clavatum* L.), vor Jahren mit seinen lebensbaumähnlichen Sprossen dahin.

Was dem Menschen auffällig ist, das pflückt er gern ab. So mag es auch unserem Bärlapp ergangen sein. Namentlich im Frühjahr, wenn das grüne Schmuckgezwieg noch auf sich warten ließ, sammelten unsere Vorfahren die immergrüne Pflanze, die sie in Frühlingssträuße einflochten. Die langen Stengel dienten als Tafelschmuck.

Im Volksmund war der Bärlapp das Druden- oder Hexenkraut. Eben zum Schutz gegen Hexen band man es um den Bauch. Nach altem Volksbrauch diente das gelbliche Sporenpulver als „Hexenmehl“ zum Bestreuen der Arzneipillen und zum Einpudern wunder Stellen beim Säugling.

Es ist schon ein bemerkenswertes Kapitel der Volkskunde, wie die Pflanzen aus uraltem Geschlecht, die Farne und Moose, die Schachtelhalme und Bärlappe, bis auf den heutigen Tag den Menschen beschäftigten. Als Boten aus grauer Vorzeit stellten sie den Naturkundigen schon sehr früh vor große Rätsel. –

*Ammonshörner des Erdmittellalters, die merkwürdigen Kopffüßer  
aus dem Geschlecht der Tintenfische*

Seit Bildung der festen Gesteinskruste – die Erdrinde mag etwa 20 km betragen – ist eine Lagerung und Schichtung verschiedener Gesteinsarten feststellbar, die, wenn auch oft gehoben, gefalten und durchbrochen durch unvorstellbare Kräfte innenbürtiger Natur (Vulkanismus und Erdbeben u. a.) und durchfurcht und geschliffen durch das Wirken von Wasser, Wind und Eis (außenbürtige Kräfte), dem geschulten Geologen ein – wie schon betont – „Zeitbuch mit Gesteinsblättern“ in die Hand geben, das von der Urzeit bis in die Neuzeit reicht. Die ältesten Schichten ruhen im allgemeinen in der Tiefe, die jüngeren, die naturgemäß in der äußeren Gesteinschale lagern, sind dem Geologen weitaus zugänglicher.

Die Erdschichten verschiedenen Alters vermitteln uns nun ein Bild über das Leben früherer Erdperioden, zumal in ihnen Reste von Pflanzen und Tieren, Versteinerungen, d. h. Steinkerne, und auch deren Abdrücke, sich erhalten haben, die in vielen Fällen für die entsprechende Erdperiode charakteristisch sind und dann als „Leitfossilien“ angesprochen werden. Die tierischen und pflanzlichen Reste sind damit den Lesezeichen in einem Buch vergleichbar, da sie zwischen den gleichalterigen geologischen Schichten lagern.

Fragen wir uns zunächst, wie Versteinerungen, die der Wanderer auch im Löhner Land nicht selten findet, entstehen!

Das Innere der mit einer Kalkschale nach außen hin abgeschlossenen Weichtiere – etwa Muscheln oder Schnecken oder in unserem Falle der Ammonshörner, worüber gleich noch zu berichten ist – wurde im zähen Gesteinsschlamm von einer mineralogischen Lösung mehr und mehr durchtränkt und verfestigt, so daß im Laufe eines großen Zeitraums der vergängliche Weichkörper durch einen Gesteinskörper ersetzt wurde, der nun seinerseits ein naturgetreues Abbild des Lebewesens darstellt und eben als Versteinerung bis auf den heutigen Tag überkommen ist. Umgekehrt können aber auch Abdrücke hinterlassen werden. Sie entstehen einfach dadurch, daß sich die Gesteinskerne (Versteinerungen) in die umgebende plastische Erdmasse eindrückten, die sich nun wiederum im Laufe der Jahrmillionen verhärtete und gleichermaßen Zeugnis der Tier- und Pflanzenwelt früherer Erdperioden ablegt.

Wer jemals in alten Steinbrüchen und Ziegeleigruben der Heimat, so im Tonwerk Wilhelmshöhe in Obernbeck, oder an den Ufern der Werre in den Gesteinsschichten geblättert hat, wird immer wieder auf eine Versteinerung gestoßen sein, die in der äußeren Form einem „Schneckenhaus“ nicht unähnlich ist und die geradezu zum Leitbild unseres geologischen Untergrundes, dem Mesozoikum (mesos = mittel, daher Erdmittelalter), geworden ist.

Es handelt sich um das Ammonshorn (siehe Tafel 2!), einen ausgestorbenen Tintenfisch, dessen Schale aus Kalk kammerförmig in einer Ebene wie eine Spirale aufgewunden ist und nach dem Horn des Widders benannt ist, der dem ägyptischen Gott Ammon oder Amun heilig war.

Ammoniten sind ausgestorbene Vorfahren aus der Gruppe der Tintenfische, deren einziger heute noch lebender Vertreter, der Nautilus, uns bis in unsere Zeit überkommen ist. Diese Tintenfische, dazu gehört nun auch der Gemeine Tintenfisch der Nordsee, ein entfernterer Verwandter der Ammoniten, der bei Gefahr, wie alle Tintenfische, aus einer Drüse einen schwarzbraunen Farbstoff (Sepia) ausstößt, werden auch als Kopffüßer bezeichnet.

Füße und Arme, auch Kopffüße (daher der Name Kopffüßer) oder Fangarme genannt, die dem Wesen zum Jagen und Greifen der Beutetiere, insbesondere kleiner Fische, dienen, befinden sich am Kopf. Urplötzlich stoßen die Fangarme nach vorn und ziehen das Beutetier, Muschel, Schnecke oder Krebs u. a., zum Munde. Eine Fülle von Saugnäpfen, mit denen die Fangarme über und über besetzt sind, halten das Opfer fest, bis es durch zwei papageienschnabelähnliche Kiefer zerkleinert und durch eine Reibplatte im Schlund vollends in die Bestandteile zerlegt wird.

Der in der Nordsee lebende Gemeine Tintenfisch, dessen hornig-kalkiger Rückenschulp von den Kurgästen der Nordseeinseln nicht selten am Spülsaum gefunden wird und der als Schnabelwetzter für Kanarienvögel und Wellensittiche eine zweckdienliche Verwertung gefunden hat, besitzt 10 Kopffüße; die schreckenerregende Krake, das dem Tintenfisch verwandte und den Tauchern nicht unbekanntes „Seeungeheuer“, nur 8. Allerdings er-

reicht der achtarmige Tintenfisch gelegentlich eine Länge von 3 Metern und mitunter sogar ein Gewicht von 25 kg. Daß an manchen Küsten zehnarmlige Riesentintenfische angetrieben worden sind, deren Arme 10–14 m lang waren, soll nicht unerwähnt bleiben. Wenn heute im europäischen Raum in großen Seen von Ungeheuern die Rede ist, die Schlangengestalt haben sollen, erinnert man sich gern dieser unheimlichen Tiere.

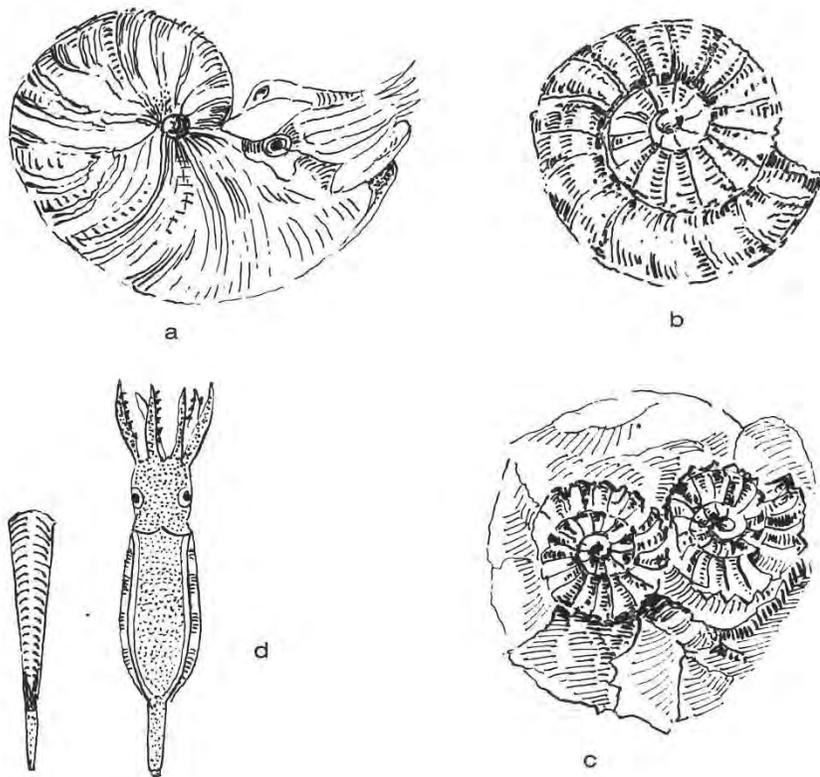
Die ausgestorbenen Tintenfische nun, die Ammoniten, die in der Jura- und Kreidezeit (vor rund 60–175 Millionen Jahren) ihre stärkste Entwicklung zeigten, sind, wenn auch in dieser Größe nicht sehr häufig, in Exemplaren mit einem Durchmesser bis zu 2 Metern überkommen. Am Ende des Erdmittelalters starben die Ammoniten bis auf den Nautilus aus, der in 3 Arten im Indischen und Stillen Ozean beheimatet ist.

Das Schiffs- oder Perlboot, die bekannteste heute noch lebende Nautilusart (siehe Tafel 2!), besitzt ebenso wie die fossilen Ammoniten ein spiralförmig gewundenes Kalkgehäuse, das in viele Kammern (daher auch wohl der Name „Kammerschnecke“) unterteilt ist. Es besitzt sogar etwa 90 Arme, lebt in 100 m Tiefe auf dem Meeresgrund und ernährt sich hauptsächlich von Krebsen. Die kunstvolle, farbenprächtige Schale dieses Tintenfisches wird von den Eingeborenen zu allerlei Zierat und Knöpfen verarbeitet und dient gelegentlich als Trinkgefäß.

Die eben erwähnten fossilen Ammoniten treten in den verschiedenen Erdschichten in unterschiedlicher Gestalt und Größe auf und dienen als „Leitfossilien“ zur Bestimmung des Alters der Erdformationen. Sie sind auch Leitversteinerungen der „Herforder Liassmulde“, wozu auch der Untergrund von Löhne gehört, einer Gesteinsformation des Erdmittelalters, deren bläulich-schwarze Schieferschichten an vielen Stellen der Heimat, in natürlichen Bodenaufschlüssen und künstlichen Gruben, zutage treten, den Ziegeleien das wertvolle Ausgangsmaterial für die Backsteinbrennerei liefern und im übrigen auf Grund ihrer Wasserundurchlässigkeit an manchen Orten der engeren Heimat zur Versumpfung des Bodens führen, wie der Flachmoorcharakter der „Blutwiese“, nördlich von Haus Gohfeld, neben anderen amnoorigen Stellen unserer Landschaft um Löhne deutlich macht. An seichten Gründen der Werre, so unter der Kronprinzenbrücke, stehen die Liastone an, so daß man sie von der Brücke aus sehen kann.

Eine Untersuchung des Werreschiefers mit Hammer und Meißel erbrachte vor Jahren im Bereich der Kronprinzenbrücke flußabwärts erstaunliche Ergebnisse. In einer massigen Schieferschicht, die aus dem Wasser ragte, jedenfalls bei Niedrigwasser, und die bis zur Uferböschung reichte, kamen unter vorsichtigen Meißelschlägen eine große Anzahl formschöner Ammoniten ans Licht.

Ammonshörner sind hier wahrlich keine seltene Erscheinung, wie die Unterdückerung der Werre zu beiden Seiten der Kronprinzenbrücke im Frühjahr 1967 zeigte. Im ausgebagerten Liasschutt suchten Kinder begehrlieh nach den „versteinerten Schneckenhäusern“, wie sie sagten. Wenn sie nur gewußt hätten, aus welcher fernen Zeit ihre „Schneckenhäuser“ stammten!



Tafel 2

- a) Das Schiffs- oder Perlboot, eine zur Gattung Nautilus gehörende Art der noch lebenden Kopffüßer ( $\phi$  15–25 cm)  
 b) Ammonit (Versteinerung) aus dem Flußbett der Werre, ausgestorbener Verwandter des Nautilus ( $\phi$  6 cm)  
 c) Doppelversteinerung im Liasschiefer (Fundort: Werreaue)  
 d) Belemnit rechts: rekonstruiertes Tier  
 links: inneres Skelett (untere Spitze: „Donnerkeil“)  
 a) und d) nach Dirksen, R. u. G., Tierkunde, II. Bd., München 1965  
 Zeichnungen von Erich Horstkotte

Wiederum muß also unsere Landschaft um Löhne, die Fossilien der Liasperiode beweisen es, vom Meer überschwemmt worden sein, und viele Gebirge Europas, die in der Steinkohlenzeit durch unvorstellbare Kräfte aus dem Erdinnern gebildet wurden und die schon während der Auffaltung und auch später durch die Tätigkeit des fließenden Wassers teilweise abgetragen wurden, versanken in den Fluten des Meeres.

So sind die versteinerten Reste und Abdrücke vorzeitlicher Lebewesen, wie wir sie in den Ammoniten kennengelernt haben, stumme Zeugen des Erdmittelalters. Hierzu gehören nicht minder die Belemniten, die achtarmigen Vorfahren der heute noch lebenden zweikiemigen Tintenfische, deren Skelett (siehe Tafel 2!) im unteren Viertel eine Spitze aus kohle-saurem Kalk aufwies. Dieses kalkige Anhängsel, als „Donnerkeil“ oder „Teufelsfinger“ im Volksmund bekannt, wurde an vielen Stellen der Ravensberger Mulde – so auch um Löhne – bei der Beackerung der Felder freigelegt. Es stellt also nur das erhaltengebliebene Körperende des verwesten Weichtieres dar, das im Erdmittelalter (in der Jura- und Kreideformation) den Tintenfisch vertrat.

*Auf den Spuren der Saurier, den Riesenechsen des Mesozoikums*

Das Mesozoikum, das sogenannte Erdmittelalter, begann nach den übereinstimmenden Berechnungen verschiedener Wissenschaftler vor rund 230 Millionen Jahren und dauerte etwa 200 Millionen Jahre. Trias, Jura und Kreide sind die Epochen der Erdgeschichte, die das Mesozoikum ausfüllen und bestimmen. Die Trias- und Juraformation, die erste bestehend aus Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, die zweite aus Lias, Dogger und Malm, prägten in entscheidendem Maße die Oberflächengestalt und damit das Gesicht der Landschaft um Löhne.

Von den „blau-schwarzen“ Liastonen (auch „schwarzer Jura“ genannt) war bei der Darstellung der Ammoniten im vorigen Kapitel bereits die Rede. In den Niederungen und Senken unserer Heimat bildeten sich auf den Schlamm-sedimenten der Liastone – wie schon angedeutet – wasserstauende Flachmoorgebiete, wie sie im Bereich der Schockemühle und dem Haus Gohfeld dem Wanderer bekannt sind. Diese Landschaftsteile sind wahre Refugien für eine Pflanzen- und Tierwelt, die in den ökologischen Ansprüchen an große Feuchtigkeit gebunden ist. Der Botaniker Schwier (siehe „Die Vegetation des Kreises Herford“, 1955) fand beispielsweise in der „Blutwiese“ – der Flachmoorcharakter dieser Landschaft ist heute allerdings durch Entwässerung weitgehend zerstört – in früheren Jahren den Lungenenzian (*Gentiana Pneumonanthe* L.), die Wasserfeder (*Hottonia palustris* L.) und den für das Flachmoor bezeichnenden Wassernabel (*Hydrocotyle vulgaris* L.). Hier brüten heute noch – 1967 wurden im Frühjahr 2 Brutvorkommen lokalisiert – die Bekassinen, die drosselgroßen Schnepfenvögel, die in der Abenddämmerung ihr merkwürdiges Meckern (daher auch wohl „Himmelsziege“ genannt) ertönen lassen, Vögel, die aus Gründen der Nahrungsbiologie an sehr feuchte Lebensräume gebunden sind, aus deren Morast sie Würmer und ähnliche Nahrungsobjekte stochern. Am Rande sei vermerkt, daß das merkwürdige Meckern der „Himmelsziege“ von den gespreizten äußeren Schwanzfedern ausgeht, die beim sehr steilen Sturzflug in vibrierende Bewegung geraten. Das Meckern ist ein wesent-

licher Bestandteil der Balz, trägt also dazu bei, die brutbezogenen Handlungen der Partner aufeinander abzustimmen.

Die wasserstauende Wirkung des untergründigen Lias im heimischen Raum bewirkt aber auch, daß viele Ackerbaugelände unter zu großer Nässe leiden und infolgedessen im Frühling nach der Schneeschmelze sehr spät erst bewirtschaftet werden können. In früheren Zeiten hat man dieser hinderlichen Bodennässe dadurch zu begegnen versucht, daß man dort, wo die Äcker mehr eben sich ausbreiteten, diese stark wölbte und auf den geneigten Flächen Grabengabelungen anlegte. Diese entwässerten Anbaugelände sind als „Tweeläcker“ bekannt geworden. Seit etwa 100 Jahren bedient man sich durch Drainage, bei der man Tonröhren verlegte und heute auch noch verlegt, eines wirksameren Verfahrens der Entwässerung. Es nimmt daher aber auch nicht wunder, daß viele extreme Landschaftsteile unserer Heimat eben durch die Entwässerung ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt haben. Relikte von sauren Gräsern (Seggen, Simsen und Binsen), die sich hier und dort in kleinen Inseln erhalten haben, zeugen noch heute von einer früheren großflächigen Feuchtlandschaft.

Die höher gelegenen Landschaftsteile um Löhne – so namentlich die Egge, der Spatzenberg und nun schon weiter davon entfernt Kahler Berg und Schweichelner Berg – bestehen aus Keuper (Triasformation), tonigen Mergeln, die durch marine Sedimente gebildet wurden und die ähnlich wie die in der Jurazeit entstandenen Liastone außergewöhnlich reich an Fossilien (Reptilien, Fische u. a.) sind. –

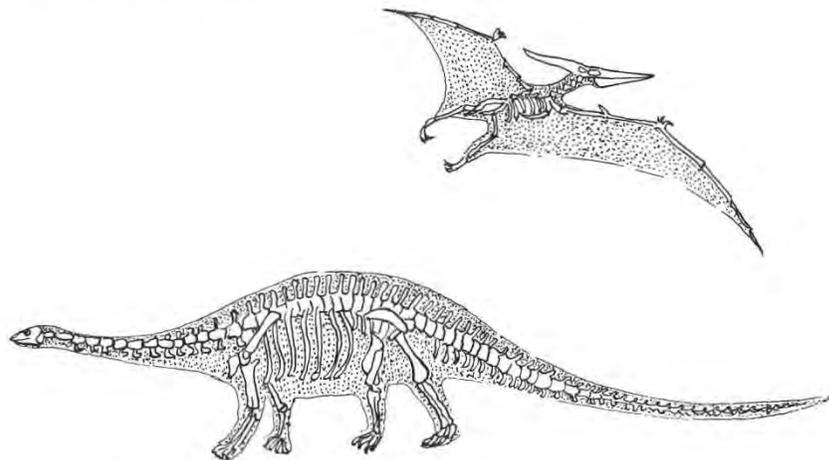
Jahrmillionen vergingen, und das Meer, das die Landschaft unserer Heimat bis dahin in eine riesige Wasserwüste verwandelt hatte, wich mehr und mehr zurück. Aber immer noch leckten die durch Stürme gepeitschten Springfluten an den freiliegenden Kalkschlammufeln und -bänken. Neuland ward an jenen Orten, wo Drachen und Knochenfische bislang ihr Wesen trieben. Allerlei Tiere wurden angeschwemmt, verendeten und sanken mit dem kalkigen Niederschlag des Wassers in die Tiefe. Auch lebende Tiere blieben zurück, wie man es am Strand der Nordsee im Wechsel von Ebbe und Flut beobachten kann. Der breiige und klebrige Kreideschlamm hielt sie ebenso wie die schon abgestorbenen Lebewesen fest, und die Spuren eines verzweifelten Todeskampfes prägten sich unauslöschlich auf dem zähen Gesteinsbrei ab.

Hier und da stampfte schwerfällig eine Riesenechse, auch Saurier genannt, über den aufgeweichten Boden und hinterließ Spuren, die in unserer näheren Umgebung zu einer ausgesprochenen Attraktion für den Wissenschaftler, aber auch für den Naturfreund und Wanderer geworden sind.

In einem alten Steinbruch im Huntetal, unweit von Barkhausen, sind solche Saurierspuren an einer schrägen Gesteinswand erhalten, die uns eine Vorstellung von den überdimensionalen Proportionen dieser Tierriesen des Erdmittelalters vermitteln können. Von Rödinghausen aus ist dieser unter Naturschutz stehende Steinbruch mühelos zu erreichen. Daß die Riesenechsen auch einst hier in und um Löhne mit ihren massigen Körpern das

Erdreich zerstampften, dürfte ohne Zweifel sein. Nur ist es eben sehr schwer, dafür den Beweis anzutreten, weil Funde wie die des Steinbruchs in Rödinghausen recht selten sind.

Wir würden wahrscheinlich einen nicht geringen Schrecken bekommen, wenn die furchterregenden Lindwurm- und Drachengestalten jener Saurierzeit, die in Sagen und Märchen im Volksmund lebendig geblieben sind und Wort- und Tonkünstlern bis in die heutige Zeit Inspirationen zu ihren Schöpfungen geschenkt haben, plötzlich in leibhaftiger Gestalt vor uns auftauchen würden, obgleich sie die Vorfahren unserer heutigen Vögel und Säugetiere darstellen.



Tafel 3

oben: Skelett eines Flugsauriers (Flügelspannweite 8 m)  
unten: Skelett eines Riesensauriers (Länge 30 m)

Nach F. v. Hagen, Das Leben in Wasser, Heide und Moor,  
Lehrmittelverlag Wilhelm Hagemann, Düsseldorf, 1965

Aber zurück zu den Sauriern der Vorzeit: Da durchfurchen nackthäutige Fische (Ichthyosauria) von 10 m Länge die Fluten, gar wohl an die heutigen Delphine oder an größere Fische erinnernd. Da tauchen die mächtigen langhalsigen Meersaurier (Pleiosauria) auf, die mindestens 13 m lang wurden. Da treten uns die schreckenerregenden – der Name ist typisch – Schrecksaurier (Dinosauria) entgegen, die teils an Vögel, teils an Säugetiere erinnern. Sie ernährten sich sowohl von pflanzlicher als auch von tierischer Kost und stellen zweifellos die größten Landtiere dar, die jemals unseren Planeten bevölkerten. Diese geradezu vorsintflutlichen Geschöpfe erreichten eine Länge von gar 30 Metern (siehe Tafel 3!), ihre Höhe maß 10 Meter. Die Köpfe waren im Vergleich zur Massigkeit der Körper relativ

klein. Man geht daher nicht fehl in der Annahme, daß diese mächtigen Tierkolosse am Ende des Erdmittelalters der geringen Gehirnkapazität und dürftigen Intelligenz halber ausgestorben sind, wie Forscher vermuten. Daneben erfüllten die langflügeligen Flugsaurier (Pterosauria) den Luftraum. Viele wurden nicht größer als eine Drossel unserer Tage, andere besaßen eine Flügelspannweite von 8 Metern (siehe Tafel 3!) und geisterten fledermausähnlich durch die Lüfte. Die letzteren lebten mit dem Urvogel zusammen, dem Archaeopteryx, den man in versteinerten Form in den Jahren 1861 und 1877 in den Kalksteinbrüchen des Altmühltales bei Solnhofen — der Solnhofener Schiefer dürfte als Bodenbelag auch bei uns nicht unbekannt sein — von der Größe einer Elster fand, der die Körpermerkmale sowohl der Echsen als auch unserer heutigen Vögel zeigt und damit gewissermaßen stammesgeschichtlich die Brücke schlägt von den Reptilien zu den Vögeln.

Da wir gerade von Reptilien reden, wozu ja auch die heute noch lebenden Eidechsen gehören: Unsere heimischen Eidechsen, sowohl die allbekannte Zauneidechse als auch die weniger bekannte Berg- und Smaragdeidechse, sind nahe Verwandte, allerdings zwergenhaften Wuchses, jener Tierkolosse des Erdmittelalters, die sicherlich zu Tausenden und aber Tausenden in den tieferen Erdschichten ruhen und gewissermaßen in den zwergenhaften Echsen unserer Heimat weiterleben.

Dabei ist die Welt der Saurier keinswegs vollends untergegangen: Da leben beispielsweise heute noch auf den Galapagosinseln im Stillen Ozean vorweltliche Ungetüme, die schwarzen Meererechsen. Die meterlangen Reptile werden bis zu 20 Pfund schwer. Da sind die als wahre Riesen unter den heutigen Echsen lebenden Warane Südasiens, Australiens und Afrikas zu nennen, die auf Meerinseln in oft sehr gedrängter Form zu Hause sind und Längen bis zu 3 Metern erreichen. Oder soll ich an einen richtigen Nachfahren der Saurier erinnern, an die australische Kragenechse (*Chlamydosaurus*), die in der Wüstenrandzone des südlichen Kontinents in „manchmal über halbmetergroßen Exemplaren auf Gestein und Bäumen lebt und in drolligster Weise auf zwei Beinen laufen kann, wenn sie in der Erregung ihre phantastische Halskrause aufstellt und dabei ihr wahrhaft furchtbares Gebiß zeigt“ (Francé)?

Saurier in und um Löhne — das muß man sich vorstellen! Wie klein und unscheinbar nimmt sich da unsere heutige Tierwelt aus! Aber vom Riesensaurier des Mesozoikums bis zur winzigen Zauneidechse unserer Tage spannt sich ein weiter Bogen der Entwicklung über die Jahrtausende hinweg.

Wie immer die Gesteinsschichten der Erdoberfläche — auch in und um Löhne — gelagert sein mögen, sie sind bis heute noch nicht zur Ruhe gekommen. Wenn auch der heimische Raum in einem für uns spürbaren Maße von Erschütterungen aus dem Erdinnern verschont geblieben ist — kleine Erschütterungen sind auch für unseren Raum seismographisch (Seismograph = Erdbebenmesser) feststellbar —, so wissen wir von weniger ruhigen Landschaften der Erde, daß die Explosivkraft des Erdinnern Vulkane entstehen läßt, die ihre zerstörenden, glühendflüssigen Lavamassen in die Ebene ergießen und menschliche Siedlungen gewissermaßen über Nacht zunichte machen. Furchterregende Erdbeben schließen sich in der Regel an. Wenn diese Tatsache auch nicht immer so offensichtlich zu erkennen ist wie jüngst in der Türkei oder in Jugoslawien, so lassen genauere Untersuchungen darauf schließen, daß Erdschichten in der Neuzeit gehoben und zerrissen, zum Teil auch in die Tiefe versenkt wurden, vergleichbar mit dem Bersten der Eisschollen im Eismeer.

Von neuem überfluteten die schäumenden Meereswogen unsere Landschaft, und mancherlei Meerestiere, Seeigel und Seesterne und die seltsamen Seekühe, von denen im letzteren Falle ein Exemplar im Bündler Museum in Skelettforn erhalten ist, fanden in den mergeligen Gesteinsschichten des nahen Dobergs ihr Grab. Wir haben es im Doberg mit einem natürlichen Aufschluß (dem einzigen dieser Art in unserer Heimat und weit darüber hinaus) der Tertiärzeit — genauer gesagt des Oligozäns (oligos = wenig, kaum, d. h. kaum Neuzeit) — zu tun, der durch Prof. Langewische in Bündler ein Leben lang zum Forschungsterrain wurde, wovon das wertvolle Bündler Heimatmuseum zu künden vermag, das seine „Handschrift“ trägt. Dieser Doberg ist zum „Mekka“ der Geologiestudenten geworden, auch für Studierende außerhalb Deutschlands. Versteinerungen aus dem Doberg, insbesondere Seeigel, finden wir übrigens nicht selten auf den Äckern um Löhne bis gelegentlich zum Wiehengebirge hinauf. Der Grund ist darin zu sehen, daß die Bauern in früheren Zeiten mit ihren Gespannen den Dobergmergel abholten und als Kalkdünger auf ihre Äcker streuten. Das ist heute untersagt, da dies einmalige Naturdenkmal unserer Heimat unter Natur- und Landschaftsschutz gestellt wurde.

Das Tertiär, das die Erdneuzeit einleitet und etwa 60 Millionen Jahre umfaßt, zeigte anfangs ein durchaus tropisches Klima. Der wärmeliebende Magnolienbaum, der heute als sogenannter „Tulpenbaum“ die heimischen Vorgärten ziert, wuchs in Wäldern, ja, in ausgesprochenen Magnolienwäldern, wie pollenanalytische Untersuchungen (Pollen = Blütenstaub) der Erdschichten bewiesen haben. Erst am Ende der Tertiärzeit wurde das Klima zusehends kühler, so daß nun Laub- und Nadelbäume, die unsere heutige Landschaft um Löhne so vertraut machen, ihren gigantischen Siegeszug bis in unsere Tage antraten. Eine paradiesische Fülle von Blütenpflanzen, die im ausgehenden Erdmittelalter — wie schon gesagt — zum ersten Male

auffauchten, überzieht nun die Landschaft verschwenderisch mit ihren Blütenteppichen. Unter den Tieren tauchen erneut wahre Riesen auf, nun aber Säugetiere, die in der folgenden Eiszeit dann bereits wieder ausstarben, wie es uns vom Mammut bezeugt ist, das mit einem zottigen Riesenelefanten verglichen werden kann. Wie winzig nimmt sich da das kleinste noch lebende Säugetier unserer Heimat, die Zwergspitzmaus, aus, die in ausgewachsener Form von 4,3 bis 6,4 cm Länge ist und ebenfalls wiederum in den Extremen Gewichte zwischen 2,5 bis 7,5 g zeigt!

Mächtige Bruchfallen entstanden im Tertiär – so mitten durch unsere Heimatflur die große Achse Pyrmont-Osnabrück, die mit den Heilbädern Oeynhausens und Salzuflens in enger Beziehung steht und mineralhaltiges, heilkräftiges Wasser aus der Tiefe sprudeln läßt, wie es uns im Jordansprudel in Bad Oeynhausens so mächtig bezeugt wird. Aber auch die weit- aus kleinere Lohna-Quelle bei Windel gehört in diesen Rahmen.

So bildete sich die Ravensberger Mulde zwischen Osning (Teutoburger Wald) und Wiehengebirge mit dem Spatenberg und der vertrauten Egge in Oberbeck. Der Graben, der zwischen diesen beiden immerhin für den nächsten Bereich markanten Erhebungen durch das Absinken der Gesteinsschichten entstanden ist, führt heute das Werrewasser zur Weser und gibt den Lauf der Eisenbahn von Herford nach Löhne bis zur Porta Westfalica und in umgekehrter Richtung frei. Immer deutlicher formte sich das Gesicht der Landschaft, das im Rohbau mit dem heutigen durchaus schon vergleichbar war. –

Vom Menschen kann immer noch nicht die Rede sein: Er tauchte erst im frühen Diluvium, zu Beginn der Eiszeit, auf. Und damit wären wir beim interessantesten Kapitel der Erdgeschichte unserer Heimat angelangt. Das Känozoikum (Neuzeit, nach kainos = neu) wird in das schon bekannte Tertiär (Dauer etwa 60 Millionen Jahre) und das Quartär (Dauer etwa 600 000 Jahre) unterteilt. Zu diesem Quartär gehören das Diluvium (Eiszeit) und das Alluvium (Anschwemmzeit). In der letztgenannten Formation leben wir heute. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß beispielsweise im heimischen Bereich durch die Tätigkeit des fließenden Wassers der Werre auf den Uferauen – wie es nach jedem Hochwasser der Fall ist – Sand- und Schlamm-massen „angeschwemmt“ werden. –

Um es noch einmal in einem Zahlenvergleich auszudrücken: Die Quartärzeit umfaßt rund 1 Hundertstel des Tertiärs und würde vom Gesamtalter der Erde vergleichsweise nur 26 Sekunden von einem Tag ausmachen. Und dennoch sind diese wenigen Sekunden für das Menschengeschlecht und das durch es geformte Landschaftsbild unserer Heimat von überragender Bedeutung. –

Aber zurück zur Eiszeit! – Die gewaltigen Eismassen des skandinavischen Nordens, die durch eine noch nicht vollends geklärte Klimaänderung unserer Breiten ihre mächtigen Gletscherzungen gen Süden ausstreckten und auch Löhne mit einem mächtigen Eispanzer bedeckten – wir wissen heute, daß mehrere Eisvorstöße zu erkennen sind, die durch wärmere Zwischeneis-

zeiten „gestoppt“ wurden –, schufen Kleinformen der Landschaft um Löhne mit vielseitigen Reizen, die den heimatverbundenen Wanderer immer wieder in den Bann ziehen.

Das mächtige Gletschereis nagte am Untergrund und führte mancherlei Gestein mit, das an den Endpunkten, dort, wo die Gletscher durch eine erneute Temperaturänderung schmolzen, in Form der sogenannten Endmoränen abgelagert wurde, die äußerlich an gewissen Bodenerhebungen der Norddeutschen Tiefebene als auch der näheren Heimat erkennbar sind.



Die Werre zwischen Löhne und Bad Oeynhausens

In weiten Mäandern strebt die Werre ostwärts der Schockemühle dem Siel in Bad Oeynhausens zu. Auf ihrem Grunde stehen die dunklen, wasserundurchlässigen Liastone an, die sie begleitenden weiten und überhöhten Ackerfluren zeigen fruchtbare eiszeitliche Geschiebelehme. Hier beherrschen üppige Getreidefelder das Bild der Landschaft. (Foto: E. Horstkotte)

Eine solche Endmoräne ist auch in Lippinghausens, unweit von Löhne, nachweisbar und in der dortigen Ziegeleigrube aufzufinden. Interessant ist dabei die Tatsache, daß das gewaltige Inlandeis beim Überschreiten des Wiehengebirges Sandsteine, sogenannte Porta-Sandsteine, mitgeschleppt hat, die beim Schmelzen des Eises hier liegengeblieben sind und von denen einige

als Naturdenkmal unter den knorrigen Eichen des Franzosengrabes, hart an der Oetinghausener Grenze, früher aufgestellt wurden.

Ein sehr reizvolles Kapitel in diesem Zusammenhang sind die „erratischen Blöcke“ (Findlinge) Schwedens und Norwegens, die durch die Transportkraft der Gletscher bis in unsere Heimat verfrachtet wurden und eben als „Findlinge“ – so deutet sie der Volksmund – im Moränenschutt gefunden werden und für die Sockel von Denkmälern (siehe Kriegerdenkmal auf der Egge in Obernbeck u. a.) und als Grabsteine eine vielseitige Verwendung gefunden haben.

Mächtige Brocken traten jüngst beim Ausschachten von Baugruben u. a. zutage, so der beispielsweise überdimensional große „Schwedenstein“ (man stellte ihn als Naturdenkmal auf der Lohe auf), der nur durch den gezielten Einsatz der Pioniersoldaten aus Minden freigelegt und an den endgültigen Standort transportiert werden konnte.

Beim Abfahren des Erdmaterials am Südhang der Egge, das man für die Trassierung der Autostraße EL 777 im Jahre 1967 benutzte, geriet mancher Brocken vor die Schieber der Baggerführer und zeugt nun in freigelegter Form von der imposanten Mächtigkeit und mineralogischen Struktur. An der oberen Abbruchkante des abgetragenen Bodens sind Findlinge – in vielen Fällen kleinere, wie sie früher im Ravensberger Lande für den Saure-Bohnen-Topf („scharfe Bohnen“) benutzt wurden – erkennbar, die gleichsam wie die Rosinen im Kuchenteig im Geschiebelehm (darunter versteht man das durch den Transport unter dem Eis und an seinen Rändern bis zu winzigen Partikeln zerkleinerte und sehr fruchtbare Erdmaterial) eingebettet sind. Der steinige Moränenschutt der Gletscher, der vornehmlich aus dem Granit der nordischen Länder bestand, ergab also, um es noch einmal recht deutlich zu sagen, nach weiterem Zerfall den fruchtbaren Lehm (Geschiebelehm, dieser wurde wie bei einem Baggerschieber durch das Eis bewegt), der die schon früher besprochenen Liasschichten unserer Heimat überlagerte.

Durch vergleichende Untersuchungen der Gesteinsmaterialien, die eingestreut sind und die der Bauer des besseren Ackerns halber früher an den Wegrändern abzulegen pflegte, ist man in der Lage, den genauen Ursprung der nordischen Heimat zu bestimmen.

Daß die Lebewesen – insonderheit Pflanze und Tier – durch die vordringenden Eismassen von Norden gezwungen waren, vor dem Eisrand auszuweichen, ist bekannt. Bekannt ist aber auch die „Dryasflora“, benannt nach der Silberwurz (*Dryas octopetala* L.), einem ausgesprochenen „Eiszeitrelikt“. Dieser niederliegende Zwergstrauch mit den schneeweißen achtzipfeligen Blütenblättern ist im Kurpark in Bad Oeynhausen – wenn auch in kultivierter Form – zu bewundern. Im Gefolge der oben erwähnten Dryasflora sind die Zwergbirke (*Betula nana* L.), die Krähenbeere (*Empetrum nigrum* L.) und der Fieberklee (*Menyanthes trifoliata* L.) zu nennen, Pflanzen, die nach dem Zurückweichen des Eises an frühere Standorte zurückkehrten und gewissermaßen heute „auf verlorenem Posten“ in den

Gebirgen und Mooren zu finden sind, Pflanzen allerdings, die in unserer Heimat der Entwässerung weiter Landschaftsteile und der landwirtschaftlich intensiven Nutzung der Heimatflur zum Opfer gefallen sind.

So griff der Mensch, der die überragende wirtschaftliche Nutzbarkeit des Lehmbodens frühzeitig erkannte, in den Raum um Löhne ein, rodete den Wald, der nach maßgeblichen Feststellungen der Forscher um Christi Geburt im überwiegenden Maße die Heimatflur bedeckte, legte Moore und Brüche trocken und überzog die offene Flur mit Ackerbauflächen, Weiden und Wiesen. So wurde aus der Naturlandschaft die Kulturlandschaft, so steigt aus dem Dunkel der Vorzeit unser Löhne, zeigen sich die ersten Dörfer und Städte hin bis in unsere Zeit, jüngst in geradezu stürmischer Entwicklung, worüber noch zu berichten wäre.

Ist sich der Mensch unserer Tage in jedem Falle seiner Verantwortung um Landschaft und Raum bewußt, die in Jahrmillionen gewachsen sind und oft in Monaten, ja Wochen den Greifarmen der Bagger im Zeitalter einer geradezu explosiven industriellen Entwicklung geopfert werden? –

Denn: Seine Geschichte, eben die Menschheitsgeschichte, ist nur eine Sekunde im geologischen Jahr oder – anders ausgedrückt – der letzte Glockenschlag im scheidenden Jahr – wahrlich nur ein Taktschlag im Weltgeschehen des großen Schöpfers, von dem der Psalmist berichtet, daß tausend Jahre vor ihm sind, „wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache“.

Benutzte Literatur:

- Barnett, L. (1956) *Die Welt in der wir leben.* München (i. d. Übersetzung von F. Bolle)
- Brink, van den, F. H. (1957) *Die Säugetiere Europas.* Hamburg
- Christiansen, A. (1940) *Taschenbuch einheimischer Pflanzen.* Eßlingen
- Dircksen, R. u. G. (1960) *Tierkunde, II. Band.* München
- Ewald, G. (1966) *Pflanzenkunde, II. Band.* München
- Francé, R. H. (1962) *Die Welt der Pflanzen.* München
- Francé, R. H. (1962) *Die Welt der Tiere.* München
- Frisch, von, K. (1953) *Biologie, II. Band.* München
- Herforder Heimatblatt (1955) *Herausgegeben von dem Herforder Verein für Heimatkunde, Herford*
- Marzell, H. (1925) *Die Pflanzen im deutschen Volksleben.* Jena
- Peterson, R., Mountfort, G. und Hollom, P.A.D. (1954) *Die Vögel Europas.* Hamburg
- Runge, F. (1955) *Die Flora Westfalens.* Münster
- Wagner, J. (1953) *Allgemeine Erdkunde (Physische Geographie), Band VII.* Frankfurt
- Walther, J. (1936) *Geologie von Deutschland.* Leipzig
- Wüst, W. (1967) *Tierkunde, 1. Band.* München

## Unser Bauernhaus und seine Einrichtungen

Von Heinrich Ottensmeier, Bischofshagen

### 1. „Mein Vaterhaus“

Es ist eine bekannte Tatsache, daß unser schwarz-weiß gefächertes Bauernhaus auf dem Aussterbeetat steht, und es ist gewiß der Tag nicht mehr fern, an dem nur noch hier und da ein Museum anzeigt, wie dieses Haus aussah und wie seine Bewohner darin werkten und wirtschafteten.

Wenn nun der Versuch gemacht werden soll, dem alten Fachwerkhause ein Denkmal zu setzen, so kann hier nicht auf den ganzen Werdegang dieses Hauses eingegangen, auch können nicht die Typen der verschiedenen Landschaften behandelt werden.

Es geht hier auch nicht um das westfälische Bauernhaus oder um das Niedersachsenhaus, sondern um das heimische Bauernhaus, das man vielleicht als Herforder oder als Minden-Ravensberger Bauernhaus bezeichnen könnte. Und doch unterscheidet sich das Bauernhaus der Kreise Lübbecke und Minden in manchen Punkten schon wieder von unserm Fachwerkhause. Ich erinnere hier nur an das überfallende Giebedach, den „Kipp“, an den überbauten Deeleneingang, das „Voschöppel“, und an die Pferdeköpfe auf der Giebelspitze. Auch die Einteilung der „Nihndüa“ weicht oft von der bei uns gebräuchlichen Weise ab.

Es ist nur zu natürlich, daß mir bei dem Gedanken an das heimische Bauernhaus zunächst das Haus meiner Väter, in dem ich das Licht der Welt erblickte und, umsorgt von meinen Eltern im großen Geschwisterkreise, meine Jugendzeit verlebte, vor Augen steht.

Der väterliche Hof gehört zu den mittleren Betrieben unserer Heimat und liegt auf einer Anhöhe des Minden-Ravensberger Landes, dem Stieckdorn, an der Knickstraße, die vom Wittel nach Exter führt. Wenn sich in den vergangenen Jahren auf diesem Hofe manches geändert hat, so steht doch das Bild aus meiner Jugendzeit unauslöschlich und greifbar vor mir und soll mir einstweilen Muster sein für die Beschreibung des westfälischen Bauernhofes und im besonderen des heimischen Bauernhauses. Dabei kann das heute noch stehende Bauernhaus selbst meine Erinnerungen wirksam unterstützen.

Wer also vor etwa 60 Jahren von der damals noch wenig belebten Knickstraße auf den Ottenshof zusteuerte, stand nach etwa hundert Schritten vor einem aus Balken und Rickern gezimmerten schweren Hoftor, das auf einer



Der Ottenshof auf dem Stickdorn — Das Haupthaus mit dem Stallanbau

Seite von dem alten Paradiesapfelbaum bewacht wurde. Meistens war es geschlossen, und wenn man es öffnen wollte, konnte dies nur unter großem Kraftaufwand geschehen. Aber das geschah eben nur dann, wenn es sich nicht umgehen ließ, wenn die kleine Kuhherde oder Pferde und Wagen den Hof verließen oder heimwärts eilten. Für uns Kinder, und überhaupt für die Fußgänger, konnte das Ziel viel leichter und schneller erreicht werden, wenn das zwischen Hofort und dem alten Heuerlingshaus angebrachte „Stiegel“ benutzt wurde. Das Stiegel bestand aus einem aufgerichteten großen Bruchstein, dessen Übersteigen durch vorgelagerte Steine erleichtert wurde.

Vom „Hecke“ aus hatte man dann den Blick frei auf das eigentliche Bauernhaus, das „rechte Haus“. Ihm schräg gegenüber stand der alte „Schoppen“ mit dem „Backse“. Doch wollen wir, bevor wir uns mit diesen drei Häusern näher befassen, uns einmal auf dem mehr als vier Morgen großen Hofraum umsehen.

Im weiten Halbkreis umstanden das Wohnhaus hohe Eichen, in denen es zur Zeit der Herbststürme unheimlich rauschte und knarrte und aus denen die Eulen und Käuze ihr eintöniges Lied erschallen ließen. Die alten Eichen haben im Laufe der letzten Jahrzehnte, bis auf einige wenige, ertragreichen Obstbäumen das Feld räumen müssen.

Es gab zwar auch damals Obstbäume auf dem Hofe, aber die Äpfel erwarben sich erst im Winter unsere Freundschaft, und die Birnbäume standen

bei uns auch nicht sehr im Ansehen, denn ihre Früchte lieferten den Saft für das „Birnenkraut“, das uns als Brotaufstrich fast das ganze Jahr begleitete. Eine Ausnahme davon machten der Stammbirnenbaum, dessen süße Erträge im Backofen zu Bratbirnen gedörrt wurden, und der Sommerbirnenbaum, da diese Birnen auch schon unreif schmeckten und der Baum selbst leicht für unsere Spiele zu besteigen war.

Aber da darf ich die für uns Kinder wichtigsten Bäume nicht vergessen: Das waren im Sommer die beiden alten Kirschbäume und im Herbst der große Walnußbaum hinter dem alten Schoppen. Ihre Früchte gehörten in der Hauptsache uns Kindern. Die hohen Kirschbäume zu erklettern, war für die Erwachsenen zu mühsam, und das rote Taschentuch, das uns unsere Mutter um den Hals band, um ihr dahinein für die Untengebliebenen zu pflücken, war selten gefüllt.



Südansicht mit Kammerfach und Hofteich

Das Fallgut des weitverzweigten Walnußbaumes war in der Frühe unser „persönliches Eigentum“, und wir hatten wegen der scharfen „Konkurrenz“ oft nicht einmal Zeit, vorher die Hose richtig anzuziehen. Nur unser Vater war auf den Walnußbaum nicht gut zu sprechen, und oft ließ er es uns entgelten, wenn die Dachziegel, angeblich durch unsere in den Walnußbaum geschleuderten Knüppel, beschädigt waren.

Ich würde aber die Eigenart des Bauernhofes nur unvollständig wiedergeben, wenn ich nicht die großen Teiche erwähnte. Sie sollten gewiß auch im Ernstfalle als Feuerlöschteiche dienen, in der Praxis lieferten sie aber das Trinkwasser für das Vieh und dienten der Wäsche von Kartoffeln und Rüben. Im

Sommer hatten auch wir Kinder, weil wir durchweg barfuß liefen, des Abends dort unsere Füße zu waschen. Der Teich, der „oberhalb“ unseres Hauses liegt, war nicht so sehr der Freund unserer Jugend, da er unmittelbar von der Wohnstube aus zu übersehen war, während der Teich unten auf dem Hofe für unsere nicht immer „trockenen“ Spiele ungestörte Freiheit ließ. Das Kahnen in Mollen oder abgeschnittenen Tonnen war uns verboten, während uns das Schurren im Winter, auch unter Berücksichtigung der Tatsache des schnelleren Verschleißes unserer Holzschuhe, erlaubt war. Der untere Teich erhielt Zufluß von der in unmittelbarer Nähe liegenden „Welln“. Dieser Quelle oblag bis zum Jahre 1888 die Trinkwasserversorgung für den Hof. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde neben dem Wohnhause, vor der „Szuitedüa“, ein Brunnen niedergebracht, aus dem dann das kühle Naß mit einer Winde gezogen wurde. Der Brunnen diente im Sommer auch als Kühlschranks für die marktfertige Butter.

Der untere Teich hatte einen Abfluß zu der außerhalb des Hofes liegenden „Roäde“. Hier fanden wir alle Möglichkeiten für den Betrieb unserer „Puttkemühlen“. Die Rötckuhle lieferte seinerzeit nur noch klares Wasser für das Bleichen der Wäsche und der langen Leinenbahnen (Laken). Dieser Teich ließ sich auch von uns als Freibad nutzen.

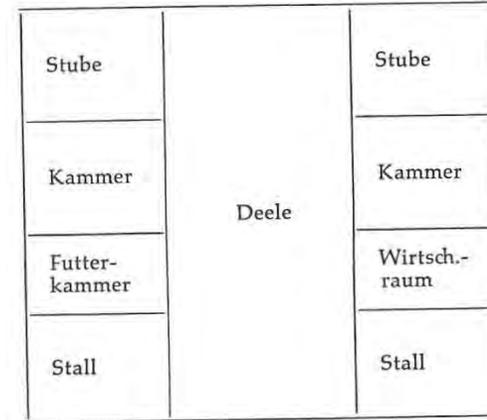
Die Einfriedigung des Hofes bestand aus einer Mauer, die aus Bruchsteinen roh aufgeschichtet und mit Lehm als Mörtel verarbeitet war. Nur an einer Stelle befand sich noch ein alter, aus Reisig und Dornen geflochtener Zaun, der aber mit der Zeit durch eine feste Mauer ersetzt wurde.

Aber nun zur eigentlichen Aufgabe!

Wenden wir uns zunächst dem „alten Hause“ zu, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Behrend Hinrich Stickdorn oder Ottensmeier und Trin Ilsabein Richters erbaut wurde. Das Haus, je nach Bedarf als Leibzuchtshaus (Altenteil) oder Heuerlingshaus gedacht, war noch mit Stroh gedeckt, aber zu meiner Zeit schon nicht mehr bewohnt. Es diente zwar noch als Heu- und Strohspeicher, aber in den Wohnräumen waren nicht mehr verwendete Flachsverarbeitungsgeräte, Flachsbündel, Hede und Flachsabfälle (Schiebe) gestapelt. Auch die Stallungen wurden, wegen ihrer Entfernung vom Haupthaus, selten belegt. Lediglich im Winter waren hier die während des Sommers vom Schäfer betreuten eigenen Schafe untergebracht. Auf der aus Lehm gestampften Deele standen die Wagen und Ackergeräte, die nur ausgeräumt zu werden brauchten, wenn während der Herbstmanöver die Militärpferde hier Quartier bezogen.

Das „äole Hius“ war ein Durchgangshaus mit einer zweiteiligen, der großen „Nihndüa“ gegenüberliegenden „Obandüa“. Die Nihndüa war hier, im Gegensatz zu der vierteiligen großen Einfahrtstür im „rechten“ Hause, an der einen durchgehend, während die andere Seite zweigeteilt war. „Oben“ im Hause lagen die Wohnräume. Sie waren auch hier, wie in den meisten Wohnhäusern, nach Süden gerichtet – an jeder Seite der Deele zwei Räume. Im Anschluß an die Zimmer befand sich dann als Überleitung zu dem Stall an jeder Seite noch eine Häcksel- oder Futterkammer. Bei manchen Häusern

dieser Art waren in der Verlängerung des Stalles an der einen Seite oder auch an beiden Seiten der großen Deelentür noch Ställe vorgebaut. Das Haus war so angelegt, daß es auch von zwei Familien bewohnt werden konnte. Für die Kellervorräte, die aus wenig Kartoffeln und Rüben und ein paar Töpfen oder Fässern mit Sauerkraut und Schnittbohnen bestanden,



Grundriß des alten Durchgangshauses

war auf jeder Seite ein Raum, entweder die Stube oder die Schlafkammer, unterkellert. Der Keller war nur durch eine Kellerklappe von dem betreffenden Raum aus zu erreichen. Er war so niedrig, daß man nur in gebückter oder kriechender Stellung dort werken konnte. Die Kartoffeln und Rüben wurden durch ein Kellerloch von draußen oder von der Deele her in den Keller gerollt.

Über den Wohn- und Wirtschaftsräumen und über den Stallungen bargen niedrige Bühnen und „Huilm“ (offene Bühnen) die Korn- und Fleischvorräte sowie Futtermittel und Brennholz für den Winter. – Wir Kinder mieden Bühnen und Balken (Boden) in diesem nun schon länger unbewohnten Haus; denn hier hatten nicht nur Eulen und Käuze ihre sicheren Schlupfwinkel, sondern hier hausten auch „Elk“ (Iltis) und „Moadakaddn“ (Marder) nach der Heimkehr von ihren nächtlichen Beutezügen. Neben ein paar Schweinen und Hühnern verfügten die Heuerlinge meistens auch über eine Kuh, die in den Sommermonaten auf Wegen und Feldrainen gehütet werden mußte.

Bevor wir nun das „rechte Haus“, den Mittelpunkt des Hofes, betreten, bleiben wir vor der großen Deelentür, der „Nihndüa“, stehen und lesen, was unsere Großeltern in den eichenen Türbögen mit seinem bunten Rankenwerk für sich und die kommenden Geschlechter eingraben ließen.

„Im Jahre 1857 den 18ten Juli haben Johann Heinrich Christoph Ottensmeier und Anne Marie Charlotte Wilhelmine Sandmanns dieses Haus durch Gottes Hülfe Bauen lassen + Ach Gott dieses Haus bewahr + Für Feuer-schaden und gefahr + Für aller drohender gefahr + laß es in deiner obhut stehen + und laß jeden Bewohner dieses Hauses auf deinen Wegen gehen“. Dieser Türbogen sah Generationen gehen und kommen. Wo sind sie geblieben, die dieses Haus bauen ließen? —



Urenkel und Ururenkel  
der Erbauer vor dem  
geschnitzten Türbogen

Durch diese, wie zur Erntezeit weit geöffnete Tür trug man sie hinaus zu dem mit vier Pferden bespannten Leiterwagen und brachte sie zur letzten Ruhe auf den Gohfelder Friedhof. Die nächste Generation verließ das Haus auf dem gleichen Wege. — Die jungen Brautpaare blieben, bevor sie am Hochzeitstage von ihrem Erbe Besitz nahmen, einen Augenblick unter dem mahnenden Hausspruch der Ahnen stehen, und sie blickten sinnend nach oben, wenn sie ihre Kinder „auf ihres Lebens ersten Gange“ geleiteten: „ . . . und laß jeden Bewohner dieses Hauses . . .“ — Möchten alle die rechte Tür zum Himmel gefunden haben und auch in Zukunft finden! Durch die große, gleichmäßig gevierteilte Tür betreten wir die mit Klinkern gepflasterte Deele. Es herrscht eine gleichmäßige Helle, die beiden oberen Flügel der „Nihndüa“ sind geöffnet. Das geschieht immer bei einigermaßen gutem Wetter, denn die beiden kleinen Fenster zu beiden Seiten der Tür verbreiten allein nur schwaches Dämmerlicht. Zwei ausgesparte Scheiben sichern den Aus- und Einflug der Tauben und Schwalben bei geschlossenen Türen. Die vier Flügel der Tür werden mit Holzschiebern

an den herausnehmbaren Querriegel, dem „Boltn“, angeschlossen. Besonders bei älteren Häusern versieht der senkrechte „Düastänna“, der ebenfalls herauszunehmen ist, diese Aufgabe.

Auf der Deele, auf der früher das Korn ausgebreitet und mit Dreschflegeln ausgedroschen wurde, stehen die Häckselsmaschine und die Dreschmaschine. Beide werden mit dem pferdebespannten Göpel, der hinter dem Hause liegt, angetrieben.

Der großen Tür gegenüber liegt das Kammerfach, der Wohnteil des Hauses. Vor den Wohnräumen ist die Deele nach Osten hin zur „Lutlucht“ oder „Luchtort“ zur Erhellung der „oberen“ Deele erweitert. Doch davon ist später noch zu sprechen.

Zur Stube ist eine Schwelle, der „Szüll“, zwar nicht so hoch wie bei den Ställen, zu überwinden. Die Wohnräume sind unterkellert und liegen alle etwas höher als die Deele, deshalb geht man hier *auf* die Stube und *auf* die Kammer, während man bei den an der Deele liegenden Kammern, deren Lehmfußboden tiefer liegt, *in* die Kammer geht. — Der Fußboden der Stube besteht aus breiten eichenen Dielen, die mit grauem Sand kunstvoll bestreut sind. An den Sonn- und Feiertagen verwendet man weißen Sand. Vorn am Eingang steht der dreistöckige eiserne Ofen, in dem auch das Essen gekocht wird. Oben auf dem Ofen lagen zur Herbstzeit die in Holzstöcke gespannten Gänseflügel zum Trocknen. Diese „Fittke“ wurden als Handfeger verwendet. Während der Wintermonate stand dort fast ständig eine ausgehöhlte Runkel mit „braunem Zucker“, die uns den notwendigen Hustensaft lieferte. „Achtern Obn“, in Wirklichkeit neben dem Ofen, standen zwei Lehnstühle, die gerade soviel Zwischenraum ließen, daß die alte, geschnitzte Kinderwiege Platz hatte und von einem der „Altenteiler“ bei Bedarf in Bewegung gesetzt werden konnte. An beiden Hofwänden stand je eine lange Bank, die zu Zeiten der Spinnstube den eigenen und benachbarten Spinnern genügend Platz boten. Dabei wurden die beiden Tische raumsparend an die Wand geklappt. Wir hatten später auch einen vierbeinigen Tisch, so daß die Klappische nur noch bei besonderen Anlässen benutzt wurden. Über dem Raum schwebte der „Luchthaken“, der als Wandarm mit der etwas kümmerlichen Petroleumlampe nach Bedarf hin- und hergeschoben wurde. Bei Tage fiel das Licht durch fünf Sprossenfenster, die allerdings nur zum Teil zu öffnen waren, in die Stube. Auf der längeren Bank stand etwa alle drei Wochen für zwei Tage der etwa vier Meter lange Backtrog. Ihn hatte der Urgroßvater bei seiner Einheirat im Jahre 1789 aus Exter mitgebracht. Aus einem Ende des Birnbaumes waren zwei gleiche Tröge ausgehöhlt worden. — Im Winter wurde je nach Bedarf das Schweinefleisch im „Teigtrog“ eingepökelt.

Über den Lehnstühlen hinterm Ofen hing das „Molkeschapp“, ein Schrank, in dem die Milch in Setten oder Näpfen der Verwertung entgegenreifte. Aber auch der tägliche Aufstrich und Aufschnitt wurden hier vor Fliegen sichergestellt. Daneben hing noch ein kleiner Tassenschrank, in dem auch der „Päcksken“ für den „Kaffee“ seinen Platz hatte. Neben einem kleinen,

in die Wand eingelassenen „Schapp“ für allerlei, was aus der Hand gelegt werden mußte, so auch Schuhbürsten, Wichse und Lederfett, war da nur noch der hohe Uhrkasten, in dem die alte Pendeluhr bedächtig tickte und die guten und weniger guten Stunden im Leben der Hausbewohner anzeigte.

Kleine Stube	Kammer	Stube
Iutlucht (Luchtert)	Deele	Küche
Mädchenkammer		Küchenkammer
Häckselkammer		Stall
Schweinstall		Schneidekammer
Kuhstall		Pferdestall

Grundriß des Ottenshauses mit einseitiger Iutlucht

Von der Stube führte eine Tür auf die Kammer, die „rechte“ Kammer, die mit der eichenen Aussteuer meiner Großmutter aus dem Jahre 1852, wie dort zu lesen war, ausgestattet war. Die Bettstelle war zwar kein eigentliches Himmelbett mehr, da der Himmel fehlte, aber am Kopfende befand sich noch die mit zwei Schiebetüren versehene Kopflade mit der „hohen Kante“. Es machte uns Kindern immer ein besonderes Vergnügen, wenn wir bei unseren Großeltern oder später bei unserm „Hoppa“ schliefen, das sich neben dem Bett befindliche „Lett“ zu öffnen oder gar zur Deele durchzusteigen. Von hier aus waren Vieh, Knechte und Mägde auch in der Nacht bequem zu überwachen und notfalls durch eine besondere Tür zur Deele auch schnell zu erreichen. Gewiß waren Bettstelle und Kleiderschrank nicht zu entbehren, aber vielleicht war der eisenbeschlagene Koffer doch das wichtigste Stück der Einrichtung dieses Raumes. Hier bargen die Frauen

ihre Schmucksachen, sofern sie über die Korallenkette, den Bernsteinhalschmuck hinaus noch welche besaßen. Der wertvollste Schatz dieser Truhe aber waren die schweren, selbstgesponnenen und selbstgewebten Lakenstücke, das Leinen, aus dem alle Wäschestücke und auch die meisten Kleidungsstücke gefertigt wurden. Nur selten fanden größere Mengen Gold- oder Silberstücke hier ein sicheres Verwahr.

Von der Kammer führte eine zweiteilige Tür nach draußen. Auch über dieser Nottür mahnte ein in den Riegel eingeschnittener Spruch: „Wach auf o Mensch, vom Sündenschlaf + ermuntere dich verlornes Schaf + und bessre bald dein Leben +“.

Eine vierte Tür führte von der Kammer zur „lüttken Stobn“. Gewiß deutet die „lüttken Stobn“ oder „Voßuidnstobn“ (Besuchsstube) auf einen gewissen Wohlstand hin, doch wurde bei uns wie in den meisten Bauernhäusern dieser Raum als Schlafzimmer genutzt. Solange die „rechte Kammer“ noch von meinen Großeltern in Anspruch genommen wurde, schliefen hier meine Eltern; später wurde sie Kinderschlafzimmer.

Zum Leidwesen meiner Eltern war die „lüttken Stobn“ nicht unterkellert, zumal man den Kellerraum hätte gut verwenden können, aber besonders nachteilig machte sich die Feuchtigkeit in diesem Zimmer bemerkbar. Die Keller unter den beiden anderen Räumen waren zwar nicht mehr so niedrig wie die im „alten Hause“, aber man tat doch gut, den Kopf demütig zu senken. Neben den gelagerten Kartoffeln und Rüben standen hier die Töpfe mit Sauerkraut und Schnippelbohnen. Auf Tragebrettern an der Decke wurde das Brot gelagert. Der Keller war über eine Steintreppe von der Iutlucht her zu erreichen. Kellerfenster gab es nicht. Die Luft- und Lichtlöcher waren mit Eisenstäben vergittert. Im Winter wurden sie mit Strohbinden oder mit Stallmist gegen Frost gesichert.

Über dem Kellereingang führt die Treppe zu den „rechten“ Bühnen. Sie sind abschließbar. Hier lagerte das ausgedroschene Korn, aber auch die Wurst- und Fleischvorräte hatten, wenn sie im Wiemen ausgeräuchert waren, hier ihren sicheren Platz. An sonstigen Vorräten lagen hier unter Verschuß Mehl und Schrot, die vom Holzschuhmacher an Ort und Stelle auf lange Sicht angefertigten Holzschuhe und die vom Vater gebundenen Reiserbesen. Hier standen in langer Reihe die Töpfe mit Birnenkraut und Zwetschensaft und vor allen Dingen die Kruken mit dem wertvollen Rüböl. Wir Kinder gingen gern mit auf die Bühne, um den Sack aufzuhalten, wenn Vater Roggen einschaufelte für ein „Bäckt“ zur Mühle, und wir erbten dabei, wenn nicht einen Apfel so doch eine Bratbirne oder eine getrocknete Pflaume.

Während viele Bauerndeelen, besonders die längeren, nach beiden Seiten zur „Iutlucht“ erweitert waren, hatte unser Haus nur von einer Seite diese Lichtzufuhr. Bei uns hieß diese Ausweitung „dä Holdstih“, weil dort früher das Brennholz zerkleinert und in kleinen Mengen greifbar aufbewahrt wurde. Neben den großen Fenstern mit den kleinen Butzenscheiben führte wieder eine zweiteilige Tür nach draußen. Hier baten die Erbauer mit fol-

gendem Spruch um Gottes Schutz für das Haus und seine Bewohner: „Du Hüter Israels habe Acht auf dieses Haus + und gehe doch mit uns in Gnaden ein und aus und nimm es unter deinen Schutz +“. Hier in der Iutlucht stand auch die zweiteilige Anrichte aus dem Jahre 1818, die bunte, irdene Schüsseln und Teller und Kupfer- und Zinngeschirr zeigte oder im Innern verbarg. — Am Eckpfosten zur eigentlichen Deele war der „Kahnstuhl“ angebracht. Mit ihm wurde pumpenartig das Auf und Ab der Butterkirne erleichtert.

Die andere Seite der Iutlucht war, wie bereits angedeutet, durch eine Wand von der Deele getrennt, hatte aber sonst die Eigenart der Iutlucht behalten. Wir nannten diesen Raum Küche, während er eigentlich nur Waschküche war, wie die „Waskort“ in den Häusern mit der nicht abgetrennten doppelseitigen Iutlucht. Auch hier führte eine zweiteilige Tür, die „Szäotdüa“, nach draußen. Hier mahnte der Spruch: „Wer ein- und ausgeht durch die Tür + der soll bedenken für und für + daß unser Heiland Jesus Christ + die rechte Tür zum Himmel ist“. Neben der Tür hatten wir auch hier wieder die großen Fenster mit den kleinen, bleiverglasten Scheiben. Unterhalb der Scheiben befanden sich hier allerdings kleine Holzklappen („Letts“), die zu öffnen waren, und deren Bänke man bei Bedarf zum Abkühlen der Speisen benutzte. Fast den ganzen Raum an der Wand zur Stube hin nahm der große „Sparherd“ mit drei Kochstellen von verschiedener Größe ein. Hier kochte unsere Mutter auch wohl im Sommer das Essen, aber vor allen Dingen wurden hier, für uns Kinder leider zu selten, Pfannkuchen und Pickert gebacken. Die große Brennstelle war für den Schweine- und für den Wäschetopf bestimmt. Vollbesetzt war natürlich der Herd beim Schlachten, wenn Stippgrütze, Blutwurst und Wöpkenbrot gekocht wurden. Speck, Schinken und Mettwurst kamen zu ihrer Zeit in den Wihmen unter der Küchendecke und verblieben dort solange im Rauche, bis sie allen Anforderungen entsprachen und auf der Bühne hinter Schloß und Riegel gebracht wurden. Für den Sofortverbrauch holte sich Mutter mit Hilfe des in einen langen Stiel geschlagenen Brotmessers eine Wurst aus dem Wihmen heraus und fing sie in der „Schlibbn“ (Schürze) auf. — Im Herbst stand in der Küche die schwere Obstpresse, und in dem großen, kupfernen Kessel wurden Birnenkraut und auch Pflaumenmus gekocht. Neben der Küche lag die Küchenkammer, die in der Hauptsache als Futterkammer diente. Sie war von geringerer Höhe, da über ihr noch eine von der Deele erreichbare Bühne lag. Küche und Küchenkammer wurden später zu einer Wohnküche vereinigt und machten damit eine „lüttken Stobn“ überflüssig.

Sehen wir uns nun aber einmal etwas eingehender auf der Deele um. Ihre Größe und Höhe ist dadurch bedingt, daß man die gesamte Ernte mit dem hochbeladenen Leiterwagen ins Haus fuhr, um sie dann durch die beiden Luken auf den von gewaltigen Balken getragenen Boden (Balken) zu packen. Abgeschirmt wird dieser Boden durch starke Eichensparren, die durch die „Hahnenhölzer“ und die kürzeren „Kuiken“ verbunden sind.

Daß in der Zeit, als starke Männer noch das Dreschen mit dem Dreschflegel („Flegan“) besorgten, eine große Deele nötig war, deuteten wir schon an. Aber auch die Dreschmaschine, zunächst noch mit dem Pferdegöpel, später mit dem Elektromotor angetrieben, und die mit der Hand betriebene Kornreinigungsmaschine oder Wehemühle („Waiggemühl“) benötigten die große Fläche. Ein besonderes Ereignis war es für uns, wenn Vater die Deele ganz ausräumte, seine hölzerne Wurfschaukel nahm, um nach alter Methode das als Saatgetreide benötigte Korn mit großem Schwung über die ganze Deele hinweg warf. Kaff und Spreu blieben beim „Woabn“ vorn liegen, während die besten Körner bis vor die Nihndüa flogen. — Die Deele war aber auch der Feierraum des Hofes. Hier wurden die Hochzeiten, manchmal auch die Kindtaufen, gefeiert. Hier fanden die Leichenfeiern statt, wobei der Sarg unter der obersten Bodenluke stand und zur Seite die langen Deelenhandtücher vom Balken bis zur Erde hingen. Aber blicken wir nun auch in die Räume an der Deele! Von der Iutlucht her folgte an der Ostseite die Kammer der Magd, „Luidnskahman“. Ihr Lehmfußboden lag tiefer als die Deele, und so ging man hier eben *in* die Kammer. Ein einfaches Fenster mit zwei „Letts“ brachte Licht und Luft in den einfach eingerichteten Raum. Daß diese Kammer in der Reihe der Wirtschaftsräume und Ställe lag, bedeutete keine Abwertung, sondern auch hier war die Verbindung mit dem Vieh vordringlich. Dieser Kammer folgten nach „unten“ hin die Häckselkammer für das Kuhfutter, ein Schweinestall und dann der Kuhstall. Die Kühe hatten den Blick frei auf die Deele und wurden auch von der Deele aus gefüttert. So konnte man auch sofort feststellen, ob im Kuhstall alles seine Ordnung hatte. Waren die Kühe abgefüttert, so wurden die Klappen zugeschlagen. Hinten im Kuhstall, fast noch über den Kühen, befand sich der kümmerliche „Hühnerwihmen“. Er wurde später auf die „Huiln“ verlegt.

Gegenüber dem Kuhstall lag der Pferdestall, der für zwei Pferde Platz bot. Die Pferde hatten ihre Krippen nicht zur Deele hin, sondern sie wurden von der Schneidekammer aus gefüttert. Hier in der „Schnuikahman“ oder auf der darüberliegenden Bühne wurde früher das Futter für die Pferde mit der Handschneidelade gehäckselt. Über den aus Sandstein gehauenen Pferdekrippen waren Raufen angebracht, aus denen die Pferde, wenn sie zur Nacht abgefüttert waren, ihr Heu zogen. Ein ebenfalls aus Sandstein gefertigter „Pferdekump“ speicherte das notwendige Trinkwasser. Unsere Pferde meldeten durch Anklopfen mit dem Vorderhuf an die Stalltür, wenn ihnen das Futter ausgegangen war. Hier in der „Schnuikahman“ schlief auch der Knecht in seinem „Duttk“, einem aus einfachen Brettern gezimmerten Bettkasten. Sein Bett hatte natürlich, wie alle anderen Betten des Hauses, Strohunterlage, die jeden Morgen frisch aufgeschüttet wurde. Zwischen der bereits erwähnten Futterkammer neben der Küche und der Schneidekammer befand sich noch ein zweiter Pferdestall, der bei uns aber durchweg als Kälberstall benutzt wurde.

Während sich über allen Ställen und Räumen Bühnen mit Türen befanden,

lag über dem Kuhstall die halboffene „Huilm“, die meistens Kurzstroh oder „Mucksel“ zum baldigen Verbrauch als Streu barg. Hier und in einem langen Nesterkasten über den Kuhkrippen auf der Deele hatten die Hühner Gelegenheit, ihre Eier abzulegen. Die Glucke mit den kleinen Küken fand für die ersten Wochen in einer Ecke in unserer Stube ihre sichere Unterkunft. — Die „Huilm“ hatte keine Fenster, sondern sie erhielt wenig Licht und Luft durch kreuzförmige Luftlöcher, wie sie auch im Kuhstall und in den Schweineställen vorhanden waren. Sie wurden im Winter mit Stroh verstopft. Lediglich den Pferden billigte man abgesicherte Fenster zu. — Bevor wir nun das Haus verlassen, werfen wir noch einen Blick zu den Taubenschlägen, die auf dem „Luchtstrang“ und an den Balken angebracht sind und den sich auf alten Holzschuhen befindlichen Rauchschaal-



Das „Schloß“ bei Nagel, Bischofshagen 1, als Torschließerhäuschen

nestern. Tauben und Schwalben waren im allgemeinen gern gelitten, wenn sie sich auch gegenüber dem neben dem Pferdestall hängenden Pferdegeschirr nicht immer sauber benahmen. Während oben neben der Nihndüa Tauben und Schwalben ihre Ausflugslöcher finden, haben auch der Hofhund und die Hühner unten neben der Tür ihre getrennten Ausgänge. Und nun noch ein kurzer Gang zum alten „Schoppen“, von dessen Bauherrn und Baujahr keine Inschrift berichtet. Aber die Bauart und die „getunten“ (gezäunten) Lehmwände berechtigten uns dazu, das Baujahr einige Jahrzehnte vor dem Baujahr des „rechten“ Hauses zu suchen. Auch hier handelt es sich um ein Vierständerhaus, das vier tragende Ständerreihen hat. Zweiständerhäuser, bei denen die Stallungen „angekippt“ sind, finden wir in unserer Gegend nur noch ganz selten. Dagegen stehen auf dem Bauernhof Nagel auf dem Höfen, dem größten Hof der Bauerschaft Bischofshagen und der Gemeinde Gohfeld, mehrere Dreiständerhäuser. Entweder liegt bei

diesen Häusern die Deele an der einen Seite des Hauses und die gleich hohen Stallungen mit Bühnen an der anderen Seite, oder aber die Stallungen sind an der Deelseite in der Verlängerung des Dachabfalles angekippt („Kübbnge“). In unserm Schoppen befand sich auch eine Deele, die das Einbringen von Stroh und Schlagholzbündeln („Wuipen“) zur Lagerung auf dem Balken ermöglichte. Von der Deele hatte man auch Zugang zu den drei Schweineställen, über denen auch wieder Bühnen mit allerlei Gerümpel lagen. Wir hatten nicht gern etwas mit ihnen zu tun, da sie wie auch die Ställe nur durch je ein kreuzförmiges Loch, das im Winter mit einem Stroh-wisch verstopft wurde, notdürftig erhellt waren. Auf der Schoppendeele



Dreiständerhaus Nagel  
mit dem Geck auf der  
Giebelspitze

hatten die „ausgeschirrten“ Wagen, Wagenbretter und Wagenflächen, Ernteleitern und sonstiges Wagenzubehör ihren Platz. Eine durchgehende Wand trennte den Schoppen vom „Backs“, das sich unter dem gleichen Dach befand. Der Backofen, aus Ziegelsteinen gebaut und mit einer dicken Lehmdecke abgesichert, lag in der Backskammer, in der man auch das Brot hätte zubereiten können. Hier aber war Vaters Handwerkskammer. Während er den Backofen heizte und versorgte, verfertigte er unter Ausnutzung der aus dem Ofenmund strahlenden Hitze die unentbehrlichen Reiserbesen und „biete“ (erwärmte) und zog Forken- und Schaufelstiele, „Harkentwieln“ und „Gaffeln“ (Holzgabeln). Über dem Backofen lagen die dicken Splitter zum Trocknen, um zur Verfeuerung im Backofen und im Haushalt bereit zu sein. Auf dem eigentlichen „Backsbalken“, den Vater von niemand gern besteigen ließ, lag das Nutzholz für Wagen und Wagenräder und die

„Helfe“ für Äxte und Hacken. Hier lagen aber ständig auch ausgetrocknete und ausgelagerte Eichenbretter bereit, die beim Eintreten eines Todesfalles, oft sogar an Ort und Stelle, zum Sarg verarbeitet wurden.

Es ist übrigens eigenartig, daß lediglich Backs und Schoppen von außen verschließbar waren, während das Wohnhaus nur von innen „zuzuhängen“ und zu verriegeln war. Diebe fürchtete man augenscheinlich nur in der Nacht. Die Sicherung der Haustür von innen erfolgte mit einem Holzschieber oder mit dem „Inwürpel“. Die Türen wurden sonst mit Klinken, die Ställe mit „Krecken“ (Holzknebeln) geschlossen.

Beim Bau des Fachwerkhäuses wurde durchweg hofeigenes Eichenholz verwendet. Oft mehr als ein Jahr lang hatten Zimmerleute und Hofgesinde



Deele im Dreiständerhaus Nagel

an der Sägekuhle zu sägen und die Bäume zu behauen. Ständer und Riegel wurden verzapft, mit dicken Holznägeln („Tabbn“ und „Tobbn“) vernagelt und mit der auf der Grundmauer liegenden Grund und dem ebenfalls durchgehenden Luchstrang aufgerichtet. Daß hierbei und bei dem Aufbringen der schweren Balken und Sparren alle starken Nachbarn und Verwandten gebraucht wurden, versteht man am besten, wenn man sich einmal diese Balken und Sparren ansieht. Umsonst nannte man das Richtfest nicht „Hiusbüange“ („Haushebung“). Während im Heuerlingshaus und im Schoppen „tunte“ Wände die einzelnen Fächer ausfüllten, waren im „rechten“ Hause die Wände mit Lehmsteinen ausgemauert und weiß getüncht. Die Decken über den Wohn- und Schlafräumen sowie über den Ställen und Wirtschaftsräumen waren „Wellerdecken“. Holzspeilen („Wellerspuiln“) waren, mit lehmgetränktem Langstroh umwickelt, nebeneinandergelegt und unten und oben mit Lehmörtel glatt verstrichen.

Lediglich die Kornbühnen im Kammerfach waren darüber hinaus mit einer Gipsschicht überzogen und die Bühne für das Pferdehäcksel überdielt.

Der Dachbalken war locker mit Bohlen und Brettern belegt, das Dach mit Ziegeln auf Strohdocken gedeckt und die Giebel senkrecht mit Dielen versehen. Auf den Giebelspitzen mancher älteren Häuser thronte weithin sichtbar eine geschnitzte Holzsäule, der Geck, wie beim Niedersachsenhaus die gekreuzten Pferdeköpfe. Beide Zeichen dürften heidnischen Ursprungs sein und als Bannmale gegen böse Geister gelten. — Da neben der Wohnstube nur die Küche geheizt werden konnte, verfügte das Haus auch nur über einen Schornstein.

Die beiden ältesten Häuser, das Heuerlingshaus und der Schoppen, sind der Zeit zum Opfer gefallen und abgebrochen worden. Das eigentliche Bauernhaus aber hat weit mehr als ein Jahrhundert Wind und Wetter standgehalten. Doch hat es sich den Anforderungen der modernen Zeit und ihrer Wirtschaftsführung beugen müssen. Im Jahre 1905, als das alte Heuerlingshaus abgebrochen wurde, errichtete man im Anschluß an den Pferdestall an der Westseite des Wohn- und Wirtschaftshauses einen für die damaligen Verhältnisse modernen Stallanbau, in dem nun das gesamte Vieh untergebracht werden konnte. Arbeitskräftemangel und weitere Rationalisierung zwangen dann im Jahre 1937 zum Bau einer Kornscheune, die in der Verlängerung des Stallbaues aufgeführt wurde. Die Kornscheune läßt heute die große Hausdeele und den geräumigen Hausbalken fast überflüssig erscheinen. Die Iutlucht wurde durch Ziehen einer verglasten Trennwand zum Flur, wie er schon bei verschiedenen größeren Bauernhäusern jener Zeit gleich mit eingeplant wurde, umgestaltet. Der Einfluß auf die Sauberkeit der Wohnräume ist einleuchtend. Auch die Wohnräume sind weitgehend modernisiert. Der „Wittkequas“ und der bläuliche Kalkanstrich sind von der Tapete verdrängt. Die Petroleumlampe übergab ihre Aufgabe der elektrischen Glühbirne. Selbst die alten eichenen Möbelstücke haben einer modernen Einrichtung Platz gemacht, und dort, wo einst Sand gestreut wurde, liegen jetzt auf poliertem Fußboden schwere Läufer und Teppiche. — Aber wird ein mehr als hundert Jahre altes Bauernhaus den Anforderungen, die man heute an ein modernes Wohn- oder Wirtschaftsgebäude stellt, noch gerecht? — Diese Frage wird man wohl kaum positiv beantworten können. Und wenn man dann noch den Zahn der Zeit mit in Rechnung stellt, dann sieht man, so leid es uns tut, daß die Tage des schwarz-weiß gefächerten Bauernhauses gezählt sind. Ein weiterer größerer Verlust für unsere heimische Landschaft!

## 2. „Dem Hausherrn ward ein ander Haus bestellt!“

### Aus der Geschichte eines alten Bauernhofes in Bischofshagen

Und nun folge man mir zu einem alten Bauernhof nach Bischofshagen. Zwar ist das im Mittelpunkt stehende Bauernhaus nur gut ein Dutzend Jahre später errichtet als das vorerwähnte, doch sprechen das Haus und das vorliegende Material vom Wohlstand eines größeren, eines dreispännigen Hofes.



Der Kämperhof in Bischofshagen: Haupthaus mit Heuerlingshaus

Es ist der 30. Juni des Jahres 1871. Die strahlende Sonne meint es auch in den Nachmittagsstunden noch gut. Und sie hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht dazu, denn in wenigen Wochen beginnt die Erntezeit. Noch aber ist „Broaketuit“, die ruhige Zeit auf dem Bauernhofe seit eh und je. Aber von dieser beschaulichen Ruhe ist heute auf dem abseits von allem Verkehr liegenden Kämperhofe auf dem Hagen nichts zu merken. Selbst die junge, resolute Bäuerin läuft aufgeregt von der Deele zu den Ställen und wieder zurück zu den Stuben und Kammern, die sogar heute, am Alltag, mit weißem Sand in feinen Mustern bestreut sind. Von den Fenstern der „Iutlucht“ aus sieht sie, daß sich vom „Alten Krug“ her zwei Männer, anscheinend Vater und Sohn, dem Hofe nähern. Das gerötete Gesicht der Bäuerin wird noch um einen Schein dunkler, und die Aufregung scheint sich beim Anblick dieser Männer noch zu verstärken. Es gibt auch keine Zeit zum Verweilen, denn eben fährt der bekannte Wagen des Vaters vom Poppensiek auf den Hof. Aber auch noch andere

Männer haben sich vor der großen „Nihndüa“ zusammengefunden, begrüßen einander und unterhalten sich vom Wetter und von den Ernteaussichten. Besonders aber tritt immer wieder das große neue schwarzweiß gefächerte Wohn- und Wirtschaftsgebäude in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen und Unterhaltungen.

Ach, ja, da oben in den Eichenbalken über der großen Tür ist der eigentliche Grund ihres Hierseins eingegraben.

„Im Jahr 1870, d. 23. Juli, Haben die Eheleute Johann Heinrich Kemper und Christine Engel Kemper, Geborene Poppensieker, dieses Haus bauen lassen. — Aber dem Bauherrn ward ein ander Haus bestellt. Er wurde am 17. Juni aus diesem Fremden Lande abgerufen in die Ewigkeit.“

Und still sinnend lesen die Besucher, unter denen wir den Kreisgerichtsrat Stohlmann aus Herford erkennen, auch die Verse, die eine trauernde Witwe als Trostwort, aber auch als Mahnung für kommende Geschlechter, hatte einhauen lassen: „Eins ist Noth. Suche Jesum und sein Licht, a. a. h. d. n. — Ich bin ein Mensch, und leiden müssen krenken, doch in der Noth an seinen Schöpfer denken, und ihm Vertrauen sterkt in den herbsten Schmerzen der Christen Herzen.“



Kämperhof: Türbogen

Ja, der plötzliche Tod des jungen Bauern auf dem Kämperhofe vor Jahresfrist war die Ursache der heutigen Verhandlung, zu der nunmehr die Bäuerin ihre Gäste in die große Stube bittet.

Hier erfahren wir nun auch Einzelheiten über den Grund der Gerichtsverhandlung.

„Die Witwe Colona Christine Louise Engel Kämper, geborene Poppensieker, welche ihren Ehemann, den Colon Johan Heinrich Kämper, am 17. Juni v. J. durch den Tod verloren hat, will sich wieder verheiraten. Sie hat mit

ihrem verstorbenen Ehemann in der herkömmlichen Gütergemeinschaft gelebt und muß deshalb mit ihren vier aus der Ehe hervorgegangenen Kindern, dem Zacharias Friedrich Wilhelm Kämper, geb. am 16. 4. 1861, der Anne Marie Wilhelmine Engel, geb. am 16. 9. 1864, dem Zacharias Heinrich Wilhelm, geb. 13. 2. 1867, und dem Friedrich Wilhelm, geb. am 6. 11. 1869, sichten.

Zur Leitung der Abschätzung des zum gütergemeinschaftlichen Vermögen gehörenden Colonats und zur Aufnahme einer Schichtung also ist die Gerichtskommission erschienen. Anwesend sind außer dem Kreisgerichtsrat und der Schichterin, die im Beistande ihres Vaters, des Colon Friedrich Wilhelm Poppensieker, Bischofshagen Nr. 13, erschienen ist, noch der Zimmermann und Colonus Zacharias Kämper, Bischofshagen Nr. 101, als Vormund der minderjährigen Kinder, und der Ackersmann Friedrich Wilhelm Stümeyer, im Beistande seines Vaters, des Colonus Johann Heinrich Stümeyer, Bischofshagen Nr. 5, und „die ein für allemal für die heutigen Abschätzungen vereidigten Kreisgerichtstaxatoren Auctionskommissar Carl Cramer aus Herford und Colon Friedrich Wilhelm Schwarze aus Schwarzenmoor“.

Die Schichterin legt zunächst ein von den Kreistaxatoren aufgestelltes Verzeichnis über ihre Gebäude, ihr bewegliches Vermögen und über ihre Schulden vor und übergibt ferner den Güterauszug über die Grundbesitzanteile ihres Colonats.

Der Richter, die Taxatoren, der Vormund und die Beistandspersonen begeben sich jedoch zuerst auf das Feld, um vor der Festlegung des Wertes des Grundbesitzes die Güte des Bodens durch Graben zu prüfen.

Der Grundbesitz in Größe von 149 Morgen, 108 Ruthen, 68 Fuß wird mit 11 716 Reichstaler 1 Silbergroschen 4 Pfennig bewertet, der Wert des Inventars ist auf 8 494 Reichstaler 12 Silbergroschen 6 Pfennig festgesetzt. Dieser „aktiven Masse“ stehen 1 376 rt. 4 Sg. 10 Pfg. als Verbindlichkeiten gegenüber. Die verbleibende Summe von 18 834 rt. 9 Sg. steht zur Hälfte der Schichterin zu. Die andere Hälfte wird aufgerundet und mit je 2 400 Taler für die vier minderjährigen Kinder sichergestellt.

„Die anwesende Witwe Colona Christina Louise Engel Kämper, geborene Poppensieker, übernimmt und behält das von ihr zur Schichtung gezogene bewegliche und unbewegliche Vermögen als ausschließliches Eigentum, ist berechtigt, das Grundvermögen auf ihren Namen in das Hypothekenbuch umschreiben zu lassen und übernimmt sämtliche auf dem Vermögen haftenden Schulden und Verbindlichkeiten, bekannte und unbekannt, zur alleinigen Abtragung!“ Sie verpflichtet sich darüber hinaus, ihre Kinder, bis dahin, daß sich dieselben selbst ernähren können, in allem frei zu unterhalten und standesgemäß zu erziehen. Sie ist auch bereit, die Unterhaltung fortzusetzen, solange die Kinder im elterlichen Hause bleiben, behält sich aber auch die zinsfreie Benutzung der „Abdikate“ vor bis zu dem Tage, an dem die Kinder das elterliche Haus verlassen.

So weit ging es um die Sicherstellung der Kinder. Aber auch für das Alter

muß gesorgt werden. Da sind die Eheleute Zacharias Kämper, die Eltern des verstorbenen Besitzers, deren Lebensabend durch eine Leibzucht gesichert werden muß. Die Leibzucht, mit der der Hof belastet wird, besteht aus der freien Wohnung in dem neuen Kotten, in der Nutzung von 1 Morgen 2 Ruthen Gartenland, 11 1/2 Morgen Ackerland und 1 Morgen Wiese. Das Ackerland muß vom Hofe frei bestellt und die Fruchteinfuhr sichergestellt werden. Dem Leibzüchter ist freier Brand zu stellen und ein Sechstel der gesamten Obsternte zu übergeben. Darüber hinaus hat er das Recht der freien Weide für eine Kuh. Die Belastung der Leibzucht für den Hof wird auf 108 Thaler jährlich abgeschätzt.

Als dann zu guter Letzt auch noch die Erbfolge des Kämperhofes insoweit geregelt ist, daß der noch nicht zweijährige Sohn der vorigen Ehe, Friedrich Wilhelm, und im Falle des vorzeitigen Ablebens, sein nunmehr vierjähriger Bruder, Zacharias Heinrich Wilhelm, als Universalerbe eingesetzt ist, steht der Heirat der Witwe Colona Christine Louise Engel Kämper, geb. Poppensieker, mit dem Ackersmann Friedrich Wilhelm Stümeyer nichts mehr im Wege.

Als nach getaner Arbeit die Bäuerin ihre Gäste zum „Nachmisse“ einlädt, läßt sich niemand lange nötigen. Und sowohl die Landleute wie die Stadtleute tun dem saftigen Schinken und der dicken Wurst, aber auch dem selbstgebackenen Brot und der frischgekirnten goldgelben Butter alle Ehre an. Die Erzeugnisse des Hofes legen darüber hinaus beredtes Zeugnis ab für die Tüchtigkeit der Bäuerin, deren Kinder und Enkel aus beiden Ehen die Tüchtigkeit und den guten Ruf weitergetragen haben auf zahlreiche Bauernhöfe zwischen Wiehen und Teutoburger Wald bis zum heutigen Tage.

Wir aber wollen uns nun die Zeit nehmen, um die sachlichen Verhältnisse eines größeren Bauernhofes eingehend kennenzulernen und studieren nun das

#### „Inventarium cum Taxa

über das Vermögen der Witwe Colona Christine Louise Engel Kämper, geborene Poppensieker, zu Nr. 3 in Bischofshagen.

Aufgenommen und taxiert durch die ein für allemal vereideten Gerichtstaxatoren Colon Schwarze in Schwarzenmoor und Auctionskommissar Cremer in Herford am 28./29. Juny 1871.“

#### Tit. I An Immobilien

1. Das Wohnhaus ist 100 Fuß (31,4 Meter) lang, 50 Fuß breit und 12 Fuß bis zum Dachgebälk hoch, aus 20 Gefach aus Fachwerk erbaut, mit Ziegel über Strohdocken gedeckt. Der Dachboden ist mit losen Dielen belegt, die Dachgiebel und Dielenverslag versehen. Die innere Einrichtung besteht

a) oben im Kammerfach aus einer Stube und drei Kammern, darunter ein ausgemauerter Keller, Flur und Küche. Oberhalb befinden sich

Kleine Stube	Kammer	Kammer	Stube
Flur			
Iutlucht (Holtstie)	Deele		Iutlucht (Waskort)
Schlafkammer			Schlafkammer
Futterkammer			Schlafkammer
Häckselkammer			Stall
Kuhstall			Pferdestall
			Schneidekammer
	Pferdestall		

Kammerfachhaus mit Flur und Iutlucht nach beiden Seiten (Kämper)

vier Bühnen, wovon eine mit Dielen beschossen, die übrigen mit Windwerk versehen, außerdem eine Rauchkammer,

- b) unten im Hause drei Kammern und verschiedene Stallungen und einem geräumigen Flur (Deele).

Das Haus hat 5 000 Quadratfuß bebaute Fläche, hat einen Werth von 3 750 Thalern und befindet sich in einem guten Zustande.

2. Das Leibzuchthaus ist 32 Fuß lang, 33 Fuß breit und 12 Fuß hoch, aus Fachwerk und mit Ziegel über Strohdocken gedeckt. Der Dachboden ist mit Dielen belegt und der Giebel mit Dielenverschlag versehen. — Die innere Einrichtung besteht aus einer Stube und drei Kammern, einem Stall, Flur (Deele) und einem Keller unter der Kammer. Er hat 1 056 Quadratfuß bebaute Fläche und hat einen Werth von 500 Thalern. Baulicher Zustand mittelmäßig.

3. Der Schoppen ist 48 Fuß lang, 33 Fuß breit und 11 Fuß bis zum Dachgebälk hoch, aus acht Gefach bestehend, aus Fachwerk erbaut und mit Ziegel über Strohdocken gedeckt. Der Dachboden ist mangelhaft mit Dielen belegt und die Giebel mit Dielenverschlag versehen. Die innere Einrichtung besteht aus Werkstube, Kammer und Stallungen, hat 1 584 Quadratfuß bebaute Fläche und hat einen Werth von 600 Thalern. Der bauliche Zustand ist mittelmäßig.

4. Der Schafstall ist 36 Fuß lang, 30 Fuß breit und 10 ½ Fuß bis zum Dachgebälk hoch, massiv erbaut und mit Dachziegel über Strohdocken gedeckt. Der Dachboden ist mangelhaft mit Dielen belegt und die Giebel mit Dielenverschlag versehen, hat 1 080 Quadratfuß bebaute Fläche und einen Werth von 270 Thalern. Er ist in einem guten baulichen Zustand.

5. Der Kotten außerhalb des Hofes ist 35 Fuß lang, 35 Fuß breit und 11 Fuß hoch. Er ist ringsum massiv und inwendig Fachwerk, mit Ziegel über Strohdocken gedeckt, die Giebel mit Dielenverschlag versehen. Die innere Einrichtung besteht aus zwei Stuben, zwei Kammern und vier Ställe. Der Boden ist mit Dielen belegt. Unter beiden Stuben befindet sich je ein Kellerraum. Er hat 1 225 Quadratfuß bebaute Fläche und einen Werth von 740 Thalern.

6. Das Backhaus auf dem Hofe ist 18 Fuß lang, 24 Fuß breit und 9 ½ Fuß bis zum Dachgebälk hoch. Es ist aus Fachwerk erbaut und mit Ziegel auf Strohdocken gedeckt. Die Giebel sind mit Dielenverschlag versehen. Es hat drei Gefach. Die innere Einrichtung besteht aus Stube, zwei Kammern, Flur (Deele) und Backofen. Der Boden ist mit Dielen belegt. Er hat 432 Quadratfuß bebaute Fläche und einen Werth von 60 Thalern. Es befindet sich in einem mäßigen baulichen Zustande.

7. Für die Einfriedigung des Hofes 60 Thaler.

8. Der Wasserbrunnen, circa 30 Fuß tief und mit Einfassung 25 Thaler.

9. Für Hochholz auf den Colonatsgründen, sowie für die Obstbäume auf dem Hofe 215 Thaler.

	Summe Tit. I	6 220 Thaler.
Tit. II	An Activis und ausstehenden Forderungen	164 Th. 1 Sgr. — Pfg.
Tit. III	An baarem Gelde	45 Th. — Sgr. — Pfg.
Tit. IV	An goldenen und silbernen Medaillen	vakant
Tit. V	An Juwelen und Kleinodien	vakant
Tit. VI	An Uhren p.p.	
	1. eine Stubenuhr	1 Th. — Sgr. — Pfg.
	2. eine alte silberne Taschenuhr	2 Th. — Sgr. — Pfg.
	Summe Tit. VI	3 Th. — Sgr. — Pfg.
Tit. VII	An Gold- und Silbergeschirr	
	1. ein plattierter Halsschmuck mit Schnalle und Spangen	12 Th. — Sgr. — Pfg.
	2. eine goldene Uhrkette	5 Th. — Sgr. — Pfg.
	3. ein paar goldene Ohrringe und zwei Fingerringe	5 Th. — Sgr. — Pfg.
	4. ein Gesangbuch mit Silberbeschlag	5 Th. — Sgr. — Pfg.
	5. eine goldene Hutschnalle	1 Th. — Sgr. — Pfg.
	Summa Tit. VII	27 Th. — Sgr. — Pfg.
Tit. VIII	An Porzellan und irdenem Geschirr	
	1. 45 Milchsetten	1 Th. 15 Sgr. — Pfg.
	2. 2 irdene Schüssel, steinerner Topf und irdene Kaffeekanne	— Th. 5 Sgr. — Pfg.
	3. 2 Paar Butter- und Gemüseteller	— Th. 4 Sgr. — Pfg.
	4. 6 irdene Schüssel und Topf	— Th. 7 Sgr. — Pfg.
	5. 16 Paar Tassen	— Th. 20 Sgr. — Pfg.
	6. 6 Paar Teller	— Th. 8 Sgr. — Pfg.
	7. 6 Kruken und 2 Töpfe	— Th. 22 Sgr. — Pfg.
	8. 6 steinerne Töpfe	— Th. 18 Sgr. — Pfg.
	Summa Tit. VIII	4 Th. 9 Sgr. — Pfg.
Tit. IX	An Glas	
	6 Flaschen	— Th. 5 Sgr. — Pfg.
Tit. X	An Kupfer, Zinn, Metall, Blech und Eisen	
	1. ein kupferner Kessel	6 Th. — Sgr. — Pfg.
	2. ein kupferner Kessel	4 Th. — Sgr. — Pfg.
	3. ein kupferner Kessel	2 Th. — Sgr. — Pfg.
	4. ein alter eiserner Kessel	— Th. 16 Sgr. — Pfg.
	5. ein Stoßeisen	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
	6. drei eiserne Töpfe	2 Th. 15 Sgr. — Pfg.
	7. eine Reibe und Durchschlag	— Th. 2 Sgr. — Pfg.

	8. ein kupferner Diegel	8 Th. 20 Sgr. — Pfg.
	9. ein messingener Schäumer	— Th. 2 Sgr. — Pfg.
	10. ein messingerne Lampe	— Th. 7 Sgr. — Pfg.
	11. eine blecherne Kaffeekanne	— Th. 20 Sgr. — Pfg.
	12. ein Ofen mit Rohr	18 Th. — Sgr. — Pfg.
	13. zwei eiserne Lampen und Laternen	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
	14. eine Pfanne und Dreifuß	— Th. 15 Sgr. — Pfg.
	15. ein Feuerherd und fünf Töpfe	35 Th. — Sgr. — Pfg.
	16. ein eingemauerter Kessel	3 Th. — Sgr. — Pfg.
	17. ein Brenner und Kaffeemühle	— Th. 17 Sgr. — Pfg.
	Summa Tit. X	74 Th. 14 Sgr. — Pfg.

Tit. XI	An Leinenzeug und Betten	
	1. 70 Stück Leinwand, à 12 Ellen	116 Th. 20 Sgr. — Pfg.
	2. 30 Ellen feines Leinen	7 Th. 15 Sgr. — Pfg.
	3. 2 Servietten, 2 Tischtücher und 12 Handtücher	1 Th. 10 Sgr. — Pfg.
	4. 6 leinene Tischtücher und 12 Handtücher	1 Th. 20 Sgr. — Pfg.
	5. ein baumwollener Oberbettbezug	3 Th. — Sgr. — Pfg.
	6. ein parchend Oberbett ohne Federn	4 Th. — Sgr. — Pfg.
	7. 6 baumwollene Kissenbezüge	1 Th. — Sgr. — Pfg.
	8. 2 leinene Bettbezüge u. zwei Phühlbezüge	5 Th. 10 Sgr. — Pfg.
	9. ein gemachtes Bett. bestehend aus einem Oberbett, Unterbett, einem Pfühl, 6 Kissen und Bettlaken	40 Th. — Sgr. — Pfg.
	10. ein gemachtes Bett mit 2 Kissen	20 Th. — Sgr. — Pfg.
	11. ein gemachtes Bett mit 2 Kissen	15 Th. — Sgr. — Pfg.
	12. ein gemachtes Bett mit 2 Kissen	10 Th. — Sgr. — Pfg.
	13. ein gemachtes Bett in der Schäferkarre	8 Th. — Sgr. — Pfg.
	14. 10 Säcke	3 Th. 15 Sgr. — Pfg.
	15. 80 Stück grobes Garn	5 Th. 10 Sgr. — Pfg.
	Summa Titel XI	242 Th. 10 Sgr. — Pfg.

Tit. XII	Möbel und Hausgerät	
	1. 2 Tische	4 Th. — Sgr. — Pfg.
	2. 2 Bänke	3 Th. — Sgr. — Pfg.
	3. 6 Stühle	2 Th. — Sgr. — Pfg.
	4. 1 Kinderwiege	1 Th. — Sgr. — Pfg.
	5. 1 Milkschrank	3 Th. 15 Sgr. — Pfg.
	6. 1 Fußbank und 1 Brotkorb	— Th. 7 Sgr. 4 Pfg.
	7. 1 Bettstelle mit Verdeck	15 Th. — Sgr. — Pfg.
	8. 1 Kleiderschrank mit zwei Türen	15 Th. — Sgr. — Pfg.
	9. 1 Koffer	6 Th. — Sgr. — Pfg.
	10. 1 Stuhl und 1 Kinderstuhl	— Th. 15 Sgr. — Pfg.
	11. 1 Bettstelle	2 Th. — Sgr. — Pfg.

12. 1 Koffer	5 Th. — Sgr. — Pfg.
13. 1 Anrichte mit Aufsatz	10 Th. — Sgr. — Pfg.
14. 1 Koffer	1 Th. 15 Sgr. — Pfg.
15. 1 Waschkorb	— Th. 15 Sgr. — Pfg.
16. 3 Stühle	1 Th. — Sgr. — Pfg.
17. 2 Handkörbe	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
18. 1 Bettstelle	1 Th. — Sgr. — Pfg.
19. 1 Kleiderschrank	4 Th. — Sgr. — Pfg.
20. 1 Waschtrog	2 Th. — Sgr. — Pfg.
21. 1 Hobelbank	— Th. 15 Sgr. — Pfg.
22. 3 Spinnräder und 1 Haspel	2 Th. 15 Sgr. — Pfg.
23. 1 Winderad	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
24. 2 alte Stühle	— Th. 5 Sgr. — Pfg.
25. 8 Eimer	2 Th. — Sgr. — Pfg.
26. 1 Butterkarre	1 Th. — Sgr. — Pfg.
27. 1 Tisch und 2 Mollen	1 Th. — Sgr. — Pfg.
28. 1 steinerner Kump	7 Th. — Sgr. — Pfg.
29. 1 Bank und 1 Salzfaß	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
30. 1 Bukefaß mit eisernen Bändern	2 Th. 15 Sgr. — Pfg.
31. 1 Tonne und 7 Leintonnen	2 Th. 20 Sgr. — Pfg.
32. 1 $\frac{1}{2}$ -Scheffelmaß	1 Th. — Sgr. — Pfg.
33. 1 Dezimalwage nebst Gewichtstücken	7 Th. 15 Sgr. — Pfg.
34. 1 Ankerfaß	— Th. 15 Sgr. — Pfg.
35. 1 Sattel	2 Th. — Sgr. — Pfg.
36. 1 Trog	2 Th. — Sgr. — Pfg.
37. 1 Kornreinigungsmaschine	2 Th. — Sgr. — Pfg.
38. 1 eiserne Küchenmaschine (Herd)	3 Th. 15 Sgr. — Pfg.
39. 1 Schneidelade mit Messer	4 Th. 15 Sgr. — Pfg.
40. 1 Plattschute und 3 Grabeschuten	— Th. 25 Sgr. — Pfg.
41. 2 Siebe	— Th. 20 Sgr. — Pfg.
42. 1 steinerner Kump	4 Th. — Sgr. — Pfg.
43. 1 Stündsken	— Th. 4 Sgr. — Pfg.
44. 4 Häcker	— Th. 15 Sgr. — Pfg.
45. 1 Heu- und 4 Mistforken	— Th. 26 Sgr. — Pfg.
46. 3 Racken	— Th. 27 Sgr. — Pfg.
47. 1 Wanne	— Th. 20 Sgr. — Pfg.
48. 4 Flegel	— Th. 25 Sgr. — Pfg.
49. 1 Waage mit 50 Pfund altem Gewicht	1 Th. 10 Sgr. — Pfg.
50. 2 Feldharken	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
51. 1 Bandsäge	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
52. 1 Wagenwinde	— Th. 5 Sgr. — Pfg.
53. 1 alter Holzofen	2 Th. 10 Sgr. — Pfg.
54. 1 alter Backtrog	2 Th. — Sgr. — Pfg.
55. 2 Spinnräder	1 Th. 15 Sgr. — Pfg.
56. 3 alte Schneidmesser	— Th. 7 Sgr. — Pfg.

57. 2 grobe und 1 feine Hechel

58. 1 Webstuhl mit Zubehör

Summa Tit. XII

Tit. XIII An Kleidungsstücken

1. 1 Mannes-Sommerrock

2. 3 schwarze Tuchhosen

3. 1 leinene Hose

4. 1 Unterkamisol

5. 8 Westen

6. 1 Wolltuch

7. 1 Sommerrock

8. 1 schwarzer Tuchrock

9. 1 schwarzer Tuchrock

10. 1 brauner Tuchrock

11. 1 Manneshut

12. 20 Stück Hemden

Summa Tit. XIII

Tit. XIV Wagen und Geschirr

1. 1 Ackerwagen mit Zubehör

2. 2 Pflüge

3. 1 neuer Hinterwagen

4. 1 alter Vorderwagen

5. 1 alter Ackerwagen

6. 3 eiserne Eggen

7. 1 eiserne Walze

8. 1 Schäferkarre mit Hürden

9. 1 Schlitten

10. 3 Pferdegeschirre

11. 4 Wagenketten

12. 1 Halfterbaum

13. 1 Schiebkarre

14. 1 Flachsrappe und 1 Säge

15. 1 Schleifstein und 1 Dachleiter

Summa Tit. XIV

Tit. XV An Vieh und Pferden

1. 49 Schafe à 2 Th.

2. 17 Schaflämmer à 1 Th.

3. 3 Kühe à 35 Th.

4. 2 Kühe à 30 Th.

5. 2 Rinder à 10 Th.

6. 2 Kälber à 5 Th.

7. 2 alte Pferde à 30 Th.

3 Th. 15 Sgr. — Pfg.

10 Th. — Sgr. — Pfg.

151 Th. 21 Sgr. — Pfg.

2 Th. — Sgr. — Pfg.

9 Th. — Sgr. — Pfg.

— Th. 20 Sgr. — Pfg.

— Th. 15 Sgr. — Pfg.

3 Th. 20 Sgr. — Pfg.

— Th. 10 Sgr. — Pfg.

3 Th. — Sgr. — Pfg.

4 Th. — Sgr. — Pfg.

5 Th. — Sgr. — Pfg.

2 Th. 15 Sgr. — Pfg.

1 Th. — Sgr. — Pfg.

10 Th. — Sgr. — Pfg.

41 Th. 20 Sgr. — Pfg.

20 Th. — Sgr. — Pfg.

7 Th. — Sgr. — Pfg.

20 Th. — Sgr. — Pfg.

6 Th. 15 Sgr. — Pfg.

11 Th. 15 Sgr. — Pfg.

7 Th. 15 Sgr. — Pfg.

5 Th. — Sgr. — Pfg.

3 Th. 15 Sgr. — Pfg.

1 Th. — Sgr. — Pfg.

15 Th. — Sgr. — Pfg.

2 Th. 15 Sgr. — Pfg.

— Th. 20 Sgr. — Pfg.

1 Th. 15 Sgr. — Pfg.

5 Th. 10 Sgr. — Pfg.

1 Th. 10 Sgr. — Pfg.

108 Th. 10 Sgr. — Pfg.

98 Th. — Sgr. — Pfg.

17 Th. — Sgr. — Pfg.

105 Th. — Sgr. — Pfg.

60 Th. — Sgr. — Pfg.

20 Th. — Sgr. — Pfg.

10 Th. — Sgr. — Pfg.

60 Th. — Sgr. — Pfg.

8. 1 sechsjähriges Mutterpferd	100 Th. — Sgr. — Pfg.
9. 8 Ferkel	24 Th. — Sgr. — Pfg.
10. 6 Ferkel	12 Th. — Sgr. — Pfg.
11. 3 Sauen	27 Th. — Sgr. — Pfg.
12. 11 Gänse	8 Th. — Sgr. — Pfg.
13. 7 Hühner und Hahnen	3 Th. — Sgr. — Pfg.
Summa Tit. XV	544 Th. — Sgr. — Pfg.
Tit. XVI An allerhand Vorrat zum Verbrauch	
1. circa 400 Pfund Speck, Würste und Fett	56 Th. — Sgr. — Pfg.
2. 70 Pfund Wolle	23 Th. 10 Sgr. — Pfg.
3. 15 Scheffel Roggen	30 Th. — Sgr. — Pfg.
4. 1 1/2 Scheffel Leinsamen	1 Th. 15 Sgr. — Pfg.
5. Vorrat an trockenem Obst	2 Th. — Sgr. — Pfg.
6. circa 1 1/2 Scheffel Weizen	5 Th. — Sgr. — Pfg.
7. 2 Scheffel Gerste	4 Th. — Sgr. — Pfg.
8. 2 Scheffel Bohnen und Erbsen	5 Th. 15 Sgr. — Pfg.
9. 1 1/2 Scheffel Buchweizen	2 Th. — Sgr. — Pfg.
10. 1 Scheffel Äckshafer	— Th. 20 Sgr. — Pfg.
11. 12 Kannen Leinöl	3 Th. — Sgr. — Pfg.
12. 33 Bund gerackter Flachs	23 Th. 25 Sgr. — Pfg.
13. rauher Flachs	27 Th. — Sgr. — Pfg.
14. Vorrat an altem Bauholz	18 Th. — Sgr. — Pfg.
15. Vorrat an Brennholz	18 Th. — Sgr. — Pfg.
16. an vorrätigem Dünger	75 Th. — Sgr. — Pfg.
17. an ausgesätem Roggen, Dünger und Ackerlohn	275 Th. — Sgr. — Pfg.
18. an ausgesätem Weizen, Dünger und Ackerlohn	55 Th. — Sgr. — Pfg.
19. an ausgesäten Wicken und Bohnen, Dünger und Ackerlohn	52 Th. — Sgr. — Pfg.
20. an ausgesätem Hafer, Dünger und Ackerlohn	102 Th. — Sgr. — Pfg.
21. an ausgepflanzten Kartoffeln, Dünger und Ackerlohn	60 Th. — Sgr. — Pfg.
22. an ausgesäten Erbsen und Ackerlohn	4 Th. 15 Sgr. — Pfg.
23. an ausgesätem Leinsamen u. Arbeitslohn	12 Th. — Sgr. — Pfg.
24. an Gartenfrüchten	5 Th. — Sgr. — Pfg.
25. 27 Pfund Butter	6 Th. 22 Sgr. 6 Pfg.
Summa Tit. XVI	864 Th. 2 Sgr. 6 Pfg.
Tit. XVII An Waren zum Verkauf	nichts

Tit. XVIII An Gemälden und Kupferdrucken	
1. 19 Bilder	2 Th. 15 Sgr. — Pfg.
2. 1 Spiegel	— Th. 10 Sgr. — Pfg.
Summa Tit. XVIII	2 Th. 25 Sgr. — Pfg.
Tit. XIX An Büchern und Schriften	
1. 1 Bibel und 1 Predigtbuch	1 Th. 15 Sgr. — Pfg.
Summa Tit. XIX	1 Th. 15 Sgr. — Pfg.
Tit. XX An Briefschaften und Dokumenten	
	nichts
Tit. XXI An Passivis und Schulden	
1. bei Herrn Doktor Tiemann in Bielefeld ein ingrossiertes Darlehen	1 000 Th. — Sgr. — Pfg.
2. Zinsen seit drei Monaten	11 Th. 7 Sgr. 6 Pfg.
3. bei Colon Poppensieker Nr. 13 Bischofshagen an barem Darlehen	350 Th. — Sgr. — Pfg.
4. bei Schmidt, Bögeholz Nr. 11 an Schmiedelohn	14 Th. 27 Sgr. 4 Pfg.
Summa Tit. XXI	1 376 Th. 4 Sgr. 10 Pfg.
Summa Summarum Tit. I bis Tit. XX	8 494 Th. 12 Sgr. 6 Pfg.
Davon ab an Schulden Tit. XXI	1 376 Th. 4 Sgr. 8 Pfg.
Bleibt als Summe	7 118 Th. 7 Sgr. 8 Pfg.

### 3. „Sie war eine Witwe“

#### *Schichtungsvertrag einer Heuerlingsfrau vor 120 Jahren*

Nicht nur der eben behandelte Schichtungsvertrag, der auf einem größeren, von einem gewissen Wohlstand zeugenden Hof abgeschlossen wurde, sondern auch die sonst vorhandenen Schichtungs-, Erb- und Eheverträge aus der Zeit unserer Voreltern lassen uns erkennen, daß es bei uns zulande nicht um große Vermögenswerte ging. Unsere Vorfahren hatten zwar ihres „Leibes Nahrung und Notdurft“, zumal sie eigentlich alles, was zur Nahrung und Kleidung gehörte, in der eigenen Wirtschaft erzeugten, wenn auch durchweg mit „saurem Fleiß“, aber das war auch alles.

Es fiel den Hofbesitzern jedoch sehr schwer, darüber hinaus auch noch die Mitarbeit ihrer Kinder bis zur Verheiratung mit einer kleinen Mitgift zu entschädigen. Der Brautschatz, der aus der Aussteuer und einem oft kaum nennenswerten Geldbetrag bestand, sollte den Kindern die Existenzgründung ermöglichen, doch konnte selten das Geld „bar auf die Brautkiste“ ausbezahlt, sondern mußte vielfach in kleinen Raten nachgereicht werden. Oft wurde sogar der Anspruch auf die noch nicht ausgezahlte Mitgift auf Kinder oder Kindeskinde weitervererbt.

Gerade die Heirats- und Erbverträge mit ihren Aussteuer- und Inventarverzeichnissen lassen uns nicht nur einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit tun, sondern auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht sind die alten Akten sehr aufschlußreich. — Selten aber ist es uns vergönnt, einmal hineinzuleuchten in die Verhältnisse der Armen und Unbegüterten, die über keine großen Vermögenswerte und Liegenschaften zu verfügen und zu befinden hatten, aber leben wollten und mußten und auch den Wunsch hatten, ihre Kinder zu versorgen und auszusteuern.

Da verdanken wir es einem glücklichen Umstande, daß wir, die wir doch mehr oder weniger im Wohlstand oder gar im Überfluß leben, in die Verhältnisse einer Heuerlingsfrau blicken können, die mit ihren unmündigen Kindern schichtet. Und das in einer Zeit, in der die Not und die Armut in unserer Heimat infolge Mißwachs und Teuerung besonders groß waren. Da erschien vor dem Kreisrichter in Herford, Kreisgerichtsrat Stohlmann, am 8. Oktober 1849 die Frau Anne Marie Engel, geborene Kraemer, Witwe des Heuerlings Karl Heinrich Samuel Krüger bei Nr. 56 zu Bischofshagen, mit einem Inventarverzeichnis, das das gütergemeinschaftliche Vermögen aufzählte, um mit ihren beiden minderjährigen Kindern, Anne Marie Christine Wilhelmine, geboren am 22. September 1845, und Heinrich Samuel Gottlieb, geboren am 16. Februar 1849, zu schichten.

Der Grund der Schichtung ist nicht ausdrücklich genannt, kann aber nur eine in Aussicht genommene Wiederverheiratung sein. Als Vormund dieser Kinder „testiert“ die „Comparantin“ ihren Schwager, den Colon Carl Heinrich Krüger, Nr. 56 zu Bischofshagen, welcher vorschriftsmäßig verpflichtet ist. Nachdem nun gegen das Inventar keine Erinnerungen gemacht, auch dessen Richtigkeit durch „Manifestation“ festgestellt worden, kann der nachstehende Vertrag abgeschlossen werden:

„1.

Das im Inventar näher bezeichnete Vermögen wird ausschließlich Eigenthum der Wittve Krüger, welche davon ihren beiden Kindern an baarem und zu gleicher Theilung ein Abdikat von

25 Thalern 23 Silbergroschen 8 Pfennig

zuschichtet.

2.

Die Wittve Krüger hat an die Besitzer des Colonats Craemer Nr. 57 zu Bischofshagen eine Brautschatzforderung von 18 Thalern, welche in alternierenden Terminen, und zwar im Jahre 1852 mit 10 Thalern und im Jahre 1856 mit 8 Thalern, bezahlt werden müssen und sicher, wenn auch nicht eingetragen, stehen. Indem die Wittve Krüger diese Brautschatzgelder ihren Kindern auf deren Abdikat übereignet und hiernach das letztere bis zum Jahre 1856 mit 18 Thalern bezahlt, übernimmt dieselbe den Rest ad 7 Thaler 23 Silbergroschen 8 Pfennig im Jahre 1859 zu berichtigen.

Mit dieser Abschlagszahlung und mit der Cassion ist der Vormund Krüger zufrieden, da, wie derselbe angibt, die Wittve Krüger ohne ihren Ruin

und ohne ihre Unterhaltungs- und Erziehungskraft zu beeinträchtigen, nicht mehr leisten und übernehmen kann.

3.

Die Wittve Krüger übernimmt die gewöhnliche Erziehungs- und Unterhaltungspflicht gegen den Nießbrauch des Abdikats, da ihre Kinder aber sehr kränklich und schwächlich sind, muß sich dieselbe den Ersatz der außergewöhnlichen Unterhaltungskosten und deren Vergütung reservieren.

4.

Die Kosten der Auseinandersetzung und der Ausfertigung dieses Akts trägt die Wittve Krüger.“

Sehen wir uns nun aber doch einmal das Inventarverzeichnis näher an! Es ist am 18. September 1849 von dem Kreisgerichtstaxator Hartmann und im Beisein des Vormunds Krüger an Ort und Stelle aufgestellt worden. Daß wir keine unbeweglichen Güter und Liegenschaften, keine Gold- und Silbersachen und auch kein bares Geld aufgeführt finden, ist eigentlich schon selbstverständlich. Der Hauptpunkt auf der Habenseite ist die bereits erwähnte Brautschatzforderung beim Colon Craemer. — Doch nun zum eigentlichen Inventar! — Der gesamte Porzellan- und Steingutbestand setzt sich zusammen aus zwei Paar Kaffeetassen (2 Silbergroschen), einer Kaffeekanne, einer Milchsette und einem Topf im Gesamtwert von 5 Silbergroschen 9 Pfennig. Als wertvoller könnte man schon das bezeichnen, was unter der Rubrik „von Zinn, Kupfer, Messing, Blech und Eisen“ aufgeführt ist, wobei allerdings Zinn, Kupfer und Messing überhaupt nicht in Erscheinung treten. Da ist zunächst ein Topf mit Trommel im Werte von 3 Thalern 15 Silbergroschen, dem noch 2 eiserne Töpfe (1 Thaler), 2 Hechel, 1 Pfanne (1 Thaler 10 Silbergroschen), 1 Kaffeemühle, 1 Kaffeebrenner, 1 Schute (12 Gr. 6 Pfg.), 1 Mistforke, 1 Reibe und 1 Lampe (6 Gr. 9 Pfg.) folgen.

Ein weiterer „Schwerpunkt“ des Vermögens liegt in den Betten. Ein „gemachtes Bett“, bestehend aus einem „pargen“ Oberbett mit Bezug, einem leinen Unterbett, einem alten Pfühl und zwei alten Kissen, ist mit 6 Thalern 15 Silbergroschen bewertet. Dazu kommt noch ein Kinderbett im Werte von 3 Thalern und 20 Silbergroschen. — Wenn wir uns die Möbelausstattung und die Hausgeräte ansehen, dann erkennen wir, daß der Brautwagen der Schichterin wirklich nicht groß gewesen sein kann. Es sind hier aufgeführt: 1 Klapp Tisch und 1 Bank (10 Groschen), 4 Stühle und 1 alte Stubenuhr (27 Gr. 6 Pfg.), 1 Kinderwiege, 1 Koffer, 1 Bettstelle (5 Th. 25 Gr.), 1 kleiner Schrank, 2 Eimer, 2 Racken, 1 Dreschflegel, 2 Harken und 1 Eßlöffel (7 Gr. 10 Pfg.).

Schnell ist der Viehbestand gezählt. Er besteht aus einer Ziege (2 Th. 15 Gr.) und vier Hühnern (10 Gr.). — Wie schon eingangs angedeutet, liegt der Hauptwert in Vorräten aus dem kleinen Stück Heuerlingsland und dem Garten. Allein der Kartoffelvorrat und die Gartenfrüchte sind mit 5 Thalern bewertet. Für Hafer sind 2 Thaler 15 Groschen, für Roggen, Stroh und

Linsen 2 Th. 15 Gr., für Flachs 8 Tl. (!) und für eine Molle und den „Bukeklotz“ 1 Th. eingesetzt. — Daß der Herr Kreisgerichtstaxator und der Vormund der Kinder ihre Aufgabe ernst genommen haben, geht daraus hervor, daß noch 1/2 Pfund Federn, eine breite Beile, 1/3 Scheffel Linsen und zwei Reibelappen im Werte von gut einem Thaler nachgetragen sind. Damit würde sich das gesamte „Vermögen“ dieser Witwe auf 68 Thaler 27 Silbergroschen 10 Pfennig belaufen, wenn —, ja, wenn nicht noch Schulden vorhanden wären. Da sind noch verschiedene Posten bei den benachbarten Bauern offen; da ist noch ein Betrag in Nagels Mühle zu bezahlen, und der Kaufmann Schwarze aus Vlotho hat noch eine Forderung von mehr als zwei Thalern. So ergibt sich eine Schuldenlast von fast 18 Thalern.

Aber auch das vom Taxator errechnete „Summarum“ von 51 Thalern 17 Silbergroschen 3 Pfennig stellt den wirklichen Wert des „Vermögens“ nicht dar, zumal in dieser Summe noch die ausstehenden 18 Thaler Brautschatz-gelder enthalten sind.

Wer wollte sich von uns mit dieser Witwe vergleichen? — Die Geschichte dieser Frau möchte uns alle zum Nachdenken und zur Dankbarkeit anregen!

(Benutzte Literatur: Ungedruckte Familienakten)



Alte bäuerliche Hausmarken, gefunden auf den Höfen Stuke 2 (rechts) und Baurichter 68 (links)

#### Alte Bauernweisheit

Wuise Hoähna legget üok moall inne Nidel, (un dänn brännstße sickn Ähß).

Wää sick oasse Rui iutgiff, da mott Knochen buidn kühn'n.

Wänn dä Goäse Wada soöhnt, dann wittße oalle drinken.

'n Lius in'n Käol eß beda oasse gar kain Fett.

Man tuit sick nich oäa iut, bätt datt man noan Bedde goäht.

## Die „Action bey Coofeldt“

Das Gohfelder Gefecht am 1. August 1759 und seine Vorgeschichte

Von Kurt Bobbert, Löhne-Bhf.

Mit dem siebenjährigen Kriege pflegen sich für uns, örtlich gesehen, feste Vorstellungen zu verbinden. Sachsen, Böhmen, Schlesien und die Neumark sind die Landschaften, die uns als Schauplatz des großen europäischen Ringens vor 200 Jahren vertraut sind. In der Tat lag hier, im Kerngebiet Preußens und in den unmittelbar benachbarten Ländern, das Schwergewicht der militärischen, durch den König selbst gelenkten Operationen. Gegenüber dem Geschehen auf diesem Hauptschauplatz der kriegerischen Ereignisse verblissen zwar die Vorgänge auf den Nebenschauplätzen, wie Ostpreußen, Vorpommern und Süddeutschland, doch spielen die preußischen Unternehmungen in jenen Randgebieten der Kriegsführung eine wesentliche Rolle, da sie dem Zweck dienen, dem König für seine Hauptaktionen gegen Österreich und Sachsen, später auch gegen Rußland, den Rücken freizuhalten. Dies gilt in besonderem Maße für den wichtigsten der Nebenschauplätze im Gebiet westlich der Elbe.

Im Sommer des Jahres 1759, nach fast dreijähriger Kriegsdauer, sahen sich die europäischen Mächte dieser Situation gegenüber: Preußen, verbündet mit England, Hannover, Braunschweig, Hessen, Sachsen-Anhalt, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe, stand im Kriege mit Österreich, Sachsen, Rußland, Frankreich und Schweden. Außerdem hatte der Regensburger Reichstag im Jahre 1757 die Reichsexekution gegen Preußen beschlossen und eine Reichsarmee gegen Preußen in Marsch gesetzt. Bereits im ersten Kriegsjahr hatte das sächsische Heer in Pirna die Waffen strecken müssen, das Jahr 1757 hatte nach dem anfänglichen Erfolg vor Prag die erste schwere Niederlage des Königs bei Kolin, dann aber die Siege bei Roßbach über Reichsarmee und Franzosen sowie bei Leuthen über die Österreicher gebracht. Das Jahr 1758 sah den preußischen Sieg bei Zorndorf über die Russen, die nach ihrem vorjährigen Erfolg bei dem ostpreußischen Großjägersdorf bis in die Neumark vorgedrungen waren, ferner die schwere preußische Niederlage gegen die Österreicher bei Hochkirch. Im Norden waren die preußischen Grenzen von den Schweden bedroht, die von dem schwedischen Stralsund aus nach Vorpommern und in die Uckermark einfielen. Der Krieg, nach dem Furioso seines ersten Abschnittes, begann sich zähflüssig in die Länge zu ziehen und in bedrohlicher Weise an den Kräften des kleinen, damals nur wenig über vier Millionen

Einwohner zählenden preußischen Staates zu zehren. Der König, zu Beginn des Krieges bestrebt, das gegen ihn geschmiedete Komplott zur Vernichtung Preußens durch die Besetzung Sachsens und den Einmarsch in das österreichische Böhmen schnell zu zerschlagen und die Entscheidung auf fremdem Territorium zu erzwingen, sah sich nunmehr von mehreren Seiten im eigenen Land angegriffen, in die Defensive gedrängt und gezwungen, sich des vielfach überlegenen Feindes auf preußischem Gebiet selbst zu erwehren. Furchtbar hatte das Land unter der Kriegsfurie zu leiden. Am schlimmsten wütete die russische Soldateska in den östlichen Landesteilen. Die Kurve des Kriegsglückes näherte sich für Friedrich ihrem tiefsten Punkt, der verlorenen Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759. Richten wir nun unseren Blick auf die Lage in den westlichen Landesteilen Preußens. Im Westen besaß Preußen seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Herzogtum Kleve, die Grafschaften Mark (mit der Hauptstadt Hamm) und Ravensberg (mit der Hauptstadt Bielefeld) sowie das Fürstentum und ehemalige Bistum Minden. Letzteres, wozu unser engeres Heimatgebiet politisch gehörte, etwa 20 Quadratmeilen groß, besaß als Verwaltungsspitze seit dem Jahre 1713 die Kriegs- und Domänenkammer in Minden und war in fünf Ämter gegliedert, die wiederum in Vogteien unterteilt waren. Das Amt Hausberge bestand aus vier Vogteien, darunter der Vogtei Gohfeld mit 16 Bauerschaften, wozu auch die Bauerschaften Melbergen, Jöllenbeck, Depenbrock, Bischofshagen, Löhne, Obernbeck, Beck und Mennighüffen gehörten. Nach diesem kurzen Seitenblick auf die westlichen Gebietsverhältnisse Preußens kommen wir auf die Ereignisse des siebenjährigen Krieges in den westlichen Landesteilen Preußens zurück. Bereits im Juli 1755 war zwischen England und Frankreich ein Kolonialkrieg um die nordamerikanischen Territorien ausgebrochen, den Preußen dazu benutzt hatte, um im Jahre 1756 mit England die Neutralitätskonvention von Westminster abzuschließen. Hierin verpflichteten sich Preußen und England, während der Dauer der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich für die Aufrechterhaltung des Friedens in Deutschland zu sorgen. Falls eine fremde Macht ihre Truppen in Deutschland einrücken lassen würde, sollte Preußen und England mit vereinten Kräften den Einmarsch oder Durchzug der fremden Truppen verhindern und die Ruhe in Deutschland wiederherstellen. Durch dieses Abkommen hoffte Friedrich eine Allianz Österreichs mit Rußland zu verhindern, wobei er zugleich der Erwartung war, daß er trotzdem die bis dahin noch freundschaftlichen Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich weiter würde aufrechterhalten können. Diese Spekulation erwies sich jedoch, wie sich bald zeigte, als ein verhängnisvoller Irrtum, der Preußen in der kommenden europäischen Auseinandersetzung an den Rand des Abgrunds bringen sollte. Denn Österreich hatte bereits im Jahre 1756 mit Rußland einen gemeinsamen Angriff gegen Preußen vereinbart und am 1. Mai 1757 schloß es auch mit Frankreich, das über Friedrichs Konvention mit England stark

verschnupft war, ein Angriffsbündnis gegen Preußen. Auf Grund dieses Bündnisses versammelte Frankreich unter dem Marschall Graf d'Estrée in dem Raume zwischen Maas und Rhein ein Heer von 100 000 Mann, dem die Aufgabe zugeordnet war, die Westgebiete Preußens zu erobern und besetzt zu halten. Als das französische Heer nun noch im Frühjahr 1757 in das preußische Herzogtum Kleve einrückte, die von seiner schwachen Besatzung geräumte preußische Festung Wesel besetzte und sich anschickte, in Deutschland weiter nach Osten vorzumarschieren, zeigte der britische König Georg II., zugleich Kurfürst von Hannover, wie auch der hannoversche Regentschaftsrat zunächst wenig Neigung, den Verpflichtungen aus dem Westminster-Abkommen zu entsprechen. Auch der britische Premierminister Holderness, der der Sache Preußens gleichgültig, ja feindlich gegenüberstand, hatte geplant, sich um die preußisch-englische Konvention einfach nicht zu kümmern. Im November 1756 war jedoch an seine Stelle William Pitt (der Ältere) getreten, wohl der genialste britische Premier, der klar erkannte, daß in der großen europäischen Auseinandersetzung Preußens Sache auch Englands Sache sei. Nachdem inzwischen Friedrich, um Georg II. zur Bündnistreue geneigt zu machen, diesem eine Vergrößerung des Kurfürstentums Hannover durch Erwerbung der Fürstbistümer Paderborn und Osnabrück für den Fall eines für Preußen günstigen Kriegsausganges in Aussicht gestellt hatte, begann sich auch Georg II. der Konvention zu erinnern und in seinem Einvernehmen forderte nunmehr Pitt von dem britischen Parlament die Bewilligung von 200 000 Pfund zur Aufstellung einer Armee gegen Frankreich. Diese sollte aus 47 000 Mann deutscher Hilfsvölker bestehen, wozu noch die sechs preußischen Bataillone kamen, die durch Aufgabe der Festung Wesel freigeworden waren. Friedrich schlug Georg II. vor, als Oberbefehlshaber dieser Armee den Sohn des britischen Königs, den Herzog von Cumberland, auszuwählen, ein Vorschlag, den Georg II. aus Friedrichs Munde als besonders schmeichelhaft empfand und voller Stolz annahm. Diese Wahl war jedoch ein arger Mißgriff, wie sich bald zeigen sollte. Als der Herzog von Cumberland, um die ihm zugeordnete militärische Stellung anzutreten, auf dem Festland eintraf, ließ ihm Friedrich ausrichten, er hoffe in etwa sechs Wochen mit einem preußischen Korps zu ihm stoßen zu können, sobald er mit den Russen und Österreichern fertig geworden sei. Auf diese allerdings trügerische Hoffnung hin marschierte der Herzog von Cumberland zunächst einmal in das Fürstbistum Paderborn ein, um sich gleich zu Anfang eines der von Friedrich in Aussicht gestellten Siegespreise zu versichern. Auf die Nachricht der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Kolin (18. 6. 1757) zog er sich jedoch aus Paderborn zurück und ging schließlich mit seinen Truppen über die Weser, um sich auf der rechten Weserseite vor den anrückenden Franzosen in Sicherheit zu bringen. Bevor er die Weser überschritt, passierte er auch Gohfeld und benutzte das Gohfelder Pfarrhaus als Stabsquartier. Beim Abrücken ließ man die im Pfarrhaus vorhandenen Vorräte mitgehen, damit sie nicht etwa dem Feinde in die Hände fielen.

Denn die Franzosen waren inzwischen vom Niederrhein her in Westfalen einmarschiert und der abziehenden alliierten Armee langsam gefolgt. Ein französisches Korps, unter dem Unterführer General Herzog von Richelieu, kam dann auch noch im Juni 1757 in die Gegend von Gohfeld, wo es übel hauste. Das Korps rückte sodann gegen die preußische Festung Minden vor. Die preußische Besatzung dieser Festung war bereits früher abgezogen und durch Mannschaften der Cumberlandarmee, bestehend aus Hannoveranern und Hessen, ersetzt worden. Diese „befreundete“ Besatzung, die sich nach einem zeitgenössischen Bericht in der Stadt besonders übel aufführte, räumte die Festung kampflos und das französische Korps unter Richelieu zog Ende Juni 1757 in die verlassene Festung ein. Da sich der Herzog von Richelieu als unfähig erwies, Zucht und Ordnung in der Truppe aufrechtzuerhalten, hatten die Mindener Bürger unter der zügellosen französischen Besatzung wiederum aufs schwerste zu leiden. Pastor Daniel Christian Reichmann, weiland Pfarrer zu Schnathorst, notierte damals hinten in seine „Mindensche Kirchengeschichte“ von Anton Gottfried Schlichthaber:

„Anno 1757 und zwar am 2. nach Trinitatis sind die französische Armee, geführt von Richelieu in Gohfeld und anliegende Oerter eingerückt und alles verheeret. Doch sind wir in Schnathorst, Gott sey ewig dafür Dank gesagt, gänzlich damit verschonet geblieben. Dom: 8 p. Trinit. rückten sie gutwillig in Minden ein, und hauseten sehr übel darin; wiewoll die Hannoverischen und Heßischen, sonderlich jene, noch zehnmal mehr ruiniert haben, weil sie nur d a r i n ihre bravour beweisen konnten. Ihr General war Wilhelm August, Herzog von Cumberland. Diese alliierte Armee retirirte sich bis Stade und ließen den Franzosen die Hannover-, Braunsch. — und andere benachbarte Länder, biß in Halberstadt nach Belieben verwüsten. Der Printz von Cumberland aber reisete nach England †††.“

Inzwischen hatte die Cumberlandarmee, gefolgt von der französischen Hauptmacht unter dem General d'Estrée, bei dem Dorfe Hastenbeck unweit Hameln, eine starke Stellung bezogen. Am 26. Juli 1757 nahm der Herzog von Cumberland aus dieser Stellung die Schlacht mit d'Estrée an. Der Verlauf der Schlacht könnte den Stoff zu einer Satire abgeben. Denn als d'Estrée nach fünfständigem Kampf die Schlacht verloren und den Befehl zum Rückzug gab, verlor gleichzeitig auch der Herzog von Cumberland den Mut und ließ zum Rückzug blasen. Daraufhin widerrief der geistesgegenwärtige d'Estrée schleunigst den Rückzugsbefehl und gewann ruhmreich die Schlacht.

Die Folge der solchermaßen für Frankreich siegreichen Schlacht bei Hastenbeck war unerwartet zunächst die, daß der erfahrene d'Estrée infolge der Einwirkung der Pariser Hofkabale von seinem Posten als Oberbefehlshaber abberufen wurde und der unfähige Herzog von Richelieu, dessen

berühmter Name den Ausschlag gab, an seine Stelle trat. Die weitere Folge war, daß sich der Herzog von Cumberland mit seiner Armee nach Norden in die Gegend von Stade zurückzog und die Gebiete Preußens, Hannovers, Braunschweigs und Hessens bis zur Elbe den Franzosen schutzlos preisgab. Nun folgte im Zuge der Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz das schmählichste Kapitel. Sei es wegen völlig mangelnder innerer Anteilnahme an dem Schicksal der Gebiete, deren Schutz ihm anvertraut war, sei es, weil er seines Postens überdrüssig war, schloß nunmehr der Herzog von Cumberland am 8. September 1757 mit den Franzosen die sogenannte Konvention von Zeven, die in Wahrheit eine Kapitulation war und auf Grund deren die gesamte Cumberlandarmee aufgelöst wurde und einfach auseinanderlief, während der Herzog von Cumberland sich auf seine Güter nach England zurückbegab.

Es ist anzunehmen, daß der Empfang, der dem Herzog zuteil wurde, nicht besonders herzlich ausfiel. Jedenfalls genehmigte Georg II. die Konvention von Zeven nicht und Englands Eingreifen in Nordwestdeutschland nahm seinen Fortgang. Es bewilligte weitere viereinhalb Millionen Thaler Hilfgelder zur Aufstellung einer neuen alliierten Armee. Diese Armee wurde noch im Herbst 1757 im Raume von Stade versammelt und bestand außer einem preußischen Kontingent von 6 000 Mann aus hannoverschen, braunschweigischen, hessischen, schaumburg-lippischen und britischen Truppen, insgesamt etwa 27 000 Mann. Als Oberbefehlshaber entsandte diesmal der König von Preußen einen seiner fähigsten Generale, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, Schwager des Königs und Bruder des regierenden Herzogs Karl von Braunschweig, zu dessen Unterführern u. a. der Erbprinz Karl von Braunschweig zählte, der später in dem Gefecht von Gohfeld eine entscheidende Rolle spielen sollte. Im Herbst 1757 drängte Herzog Ferdinand die Franzosen, deren Oberbefehl nach Ablösung Richelieus inzwischen der General Graf Clermont übernommen hatte, zunächst nach Süden bis an die Aller zurück. Nach kurzer Winterruhe brach er erneut auf und trieb das französische Heer bis zum April hinter den Rhein zurück, nachdem er Mitte März 1758 die Festung Minden wiedererobert und Minden-Ravensberg gänzlich vom Feinde gesäubert hatte. Der Sieg des Herzogs über die Franzosen bei Krefeld am 23. Juni 1758 schloß die Unternehmungen dieses Jahres auf dem westlichen Kriegsschauplatz ab. Dennoch gelang es nicht, die Franzosen auch aus den linksrheinischen preußischen Besitzungen zu vertreiben. Die Gebiete von Kleve, Geldern und Moers, wie auch die auf der rechten Rheinseite gelegene Festung Wesel, blieben bis zum Kriegsende in französischer Hand. Pastor Reichmann in Schnathorst konnte aufatmend in seine „Mindensche Kirchengeschichte“ schreiben:

„Anno 1758 aber sandte unser allergnädigster König Fridericus Magnus seinen General von der Infanterie Printz Ferdinand von Braunschweig mit 6000 Mann Preußischer Troupen, darunter 600 Mann Husaren (und sogenannte Todten-Köpfe) zur Alliierten Arme bey Stade. Dieser Preu-

ßische Held griff die Franzosen sofort an, trieb sie aus gedachten provintzen aufs schleunigste, belagerte d. 10. März Minden, gewann es und machte 6000 Mann Franzosen zu Kriegs-Gefangenen; am 16. März war das Fürstentum Minden und die Grafschaft Ravensberg von allen Franzosen gänzlich gereinigt. Die Heßische brave Truppe zeigte auch dabey, daß sie courage hätten und ihr Handwerk verstanden, aber allein den Franzosen nicht gewachsen waren. Die Braunschweigische und Gräfllich Bückeburgische Völker thaten dabey ebenfalls ihr Devoir. Die diesjährige Campagne hat den Franzosen an die 300 000 Mann gekostet und sie wurden bis Cöln am Rhein gejaget, jedoch blieb die Preußische Festung Wesel in ihren Händen.“

Das Jahr 1759 nahm zunächst einen wenig günstigen Anfang. Eine französische Hauptarmee stand bei Wesel unter dem Marschall de Contades bereit, während eine zweite, schwächere französische Armee unter dem Marschall Herzog de Broglie bei Frankfurt am Main versammelt wurde, um solchermassen von zwei Seiten in Westfalen und Hannover einzufallen. Ferdinand von Braunschweig marschierte zunächst mit seiner Hauptmacht gegen den Herzog de Broglie, der inzwischen bei dem Orte Bergen in der Wetterau, nördlich des Maines, ein befestigtes Lager bezogen hatte. Diese feste Stellung griff Ferdinand am 12. April 1759 an, wurde aber abgeschlagen und trat alsbald den Rückzug nach Norden an, gefolgt von der Armee des Herzogs de Broglie. Zugleich aber rückte auch die Hauptarmee des Marschalls de Contades vom Niederrhein nach Osten vor und beide Armeen vereinigten sich, um gemeinsam auf die Festung Minden zu marschieren. Da sie als Hauptmarschweg die alte Poststraße Bielefeld — Herford — Gohfeld — Minden benutzten, trafen sie einige Tage nach Pfingsten 1759 in Gohfeld ein und besetzten bereits tags darauf Minden, das wiederum vorher von seiner Besatzung geräumt worden war. Die in der Umgebung gelegenen Orte Bückeburg, Lübbecke, Eickhorst, Hausberge und Vlotho wurden von französischen Truppen besetzt. Pastor Reichmann notierte:

„Anno 1759 drang der Franzose, nachdem Heßen Land verwüstet, und die Alliierten bei Bergen im Hannoverschen geschlagen worden, mit gesamer Macht bei Paderborn und Wesel wieder herein. Und als siegreich an verschiedenen Orten von den Alliierten, rückten sie dah vorwärts trafen den 4. post Trinitatis bey Gohfeld, und Tags darauf in Minden ein. Von diesem Tage an haben wir hir in Schnathorst viel gelitten, jedoch bey weitem nicht so viel, als unsere Nachbarn. Und da sie 3 1/2 Woche, von Lübbecke an, biß Minden und von da biß Bückeburg und wieder zurück über Hausberge, Vlotho biß Gohfeld sich gelagert, auch Bergkirchen stark besetzt gewesen, im Lager gelegen, sind alle Kornfrüchte von ihnen abgemehet und fouragiert worden.“

Zur Aufrechterhaltung ihrer rückwärtigen Verbindungen und als Nachschubstraße bedienten sich die Franzosen des bereits erwähnten alten Postweges, der von Minden über Barkhausen, Gohfeld, Herford und Bielefeld zum Rhein führte. Zur Deckung dieser Verbindung war das rückwärtige Gebiet mit einem Netz von Stützpunkten überzogen. Französische Streitkräfte in einer Gesamtstärke von 30 000 Mann standen u. a. in Herford, Rheda, Lippstadt, Münster und Kassel.

Ende Juli 1759 war der Aufmarsch der beiden feindlichen Armeen um die Festung Minden vollzogen. Auf der inneren Linie, in einem Riegel nördlich und westlich der Stadt auf dem linken Weserufer, hatten die vereinigten Armeen der französischen Marschälle de Contades und de Broglie Stellung bezogen, mit dem linken Flügel angelehnt an die sumpfige Bastauniederung westlich von Minden und dem rechten Flügel im Norden, gedeckt durch die Weser, insgesamt 78 Bataillone und 85 Schwadronen, rund 55 000 Mann. Gegenüber den Franzosen, mit einem Abstand von einigen tausend Schritt, von Hartum bis Totenhausen, waren die alliierten Streitkräfte unter dem Oberkommando des Herzogs Ferdinand von Braunschweig aufmarschiert, bestehend aus der Hauptarmee des Herzogs auf dem rechten und dem Korps von Wangenheim auf dem linken Flügel, insgesamt 40 Bataillone und 60 Schwadronen, etwa 40 000 Mann. Der Stab des alliierten Oberkommandos lag in Hille.

Die alliierten Truppen bestanden aus hessischen, hannoverschen, braunschweigischen, britischen, preußischen und schaumburg-lippischen Verbänden. An britischen Truppen waren 7 Bataillone und 14 Schwadronen, ferner schwere Artillerie beteiligt.

Am Morgen des 1. August 1759 begann der Angriff der alliierten Armee, der im weiteren Verlauf des Tages zu einer vollständigen Niederlage der Franzosen führte. Die französische Armee zog sich in der Nacht fluchtartig über die Mindener Weserbrücke auf das rechte Weserufer zurück, überschritt bei Kleinenbremen das Wesergebirge und floh über die landgräfllich hessische Festung Rinteln nach Kassel, hinter dessen Mauern sie bis gegen Ende des siebenjährigen Krieges Schutz fand.

Daß aber die geschlagene Armee als Rückzugsweg nicht die vorsorglich gesicherte Poststraße nach Südwesten wählte, hatte seinen guten Grund. Denn an dieser rückwärtigen Verbindung hatten die Dinge am Tage der Mindener Schlacht ebenfalls einen für die Franzosen ungünstigen Verlauf genommen. Die Mindener Schlacht, deren strategisches Ziel auf alliierter Seite die Vernichtung des französischen Invasionsheeres und damit die endgültige Beseitigung der vom Westen drohenden Gefahr bildete, war von dem alliierten Oberkommando sorgfältig vorbereitet. Eine dieser Vorbereitungen bestand darin, daß der Oberkommandierende seinen Neffen und Unterführer, den Erbprinzen Karl von Braunschweig, mit einem starken Verband von Hille über Lübbecke in den Raum von Bünde entsandte, mit dem Auftrage, der französischen Hauptmacht den Rückzug zu verlegen und zugleich eine in die Gegend von Gohfeld entsandte französische

Sicherungsgruppe zu zerschlagen. Der Erbprinz Karl nahm sein Stabsquartier in Bünde und ließ sein Korps in der Gegend nordöstlich von Bünde, westlich und östlich Stift Quernheim, Bereitschaftsstellungen beziehen. Dieses, knapp 10 000 Mann stark, setzte sich wie folgt zusammen:

a) *Infanterie*

- 1 Bat. des hannov. Rgts. Alt-Zastrow
- 1 Bat. des hannov. Rgts. Block
- 1 Bat. des hannov. Rgts. Diepenbroick
- 1 Bat. des hannov. Rgts. Dreves
- 1 Bat. des hannov. Rgts. Behr
- 1 Bat. des hannov. Rgts. Bock
- 1 Bat. des braunsch. Rgts. Zastrow
- 2 Bat. des braunsch. Leibregiments
- 1 Bat. des. hessisch. Rgts. Canitz.

b) *Kavallerie*

- 2 Eskadr. des hann. Drag.-Rgts. Breitenbach
- 4 Eskadr. des hann. Drag.-Rgts. Bussche
- 4 Eskadr. des hann. Drag.-Rgts. Bock
- 2 Eskadr. hessische Husaren
- 2 Eskadr. des preuß. Hus.-Rgts. Ruesch.

c) *Leichte Truppen*

- hannov. Jägerbrigade Hattorf
- 1 Bat. hessische Jäger
- preuß. Freibataillon Trümbach.

d) *Artillerie*

32 Kanonen, davon 12 schwere, die übrigen Drei- bis Sechspfünder.

Am 31. Juli erhielt der Erbprinz Karl aus dem alliierten Hauptquartier in Hille den Angriffsbefehl für den 1. August, an dem gleichzeitig auch die Hauptmacht der alliierten Streitkräfte bei Minden angreifen sollte. Daraufhin wurden die bei Stift Quernheim bereitstehenden Truppen in den frühen Morgenstunden des 1. August gegen Gohfeld in Marsch gesetzt. Das französische Oberkommando in Minden wußte von dem Unternehmen des Erbprinzen gegen die nach Gohfeld entsandte französische Sicherungsgruppe, die unter dem Befehl des Generals Herzog de Brissac stand. Am 31. Juli 1759 schickte der französische Oberkommandierende an den französischen Kriegsminister, Marschall Herzog de belle Isle, einen Brief, der nach dem Eingangsvermerk am 13. August in Paris eintraf und in deutscher Übersetzung lautet:

Im Feldlager von Minden, den 31. Juli 1759.

Das feindliche Lager, von allen Seiten gut erforscht, scheint mir, Herr Marschall, angreifbar; ich treffe die Anordnungen dafür und werde morgen



Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, 1735—1806, Erbprinz, seit 1780 regierender Herzog

bei Tagesanbruch angreifen. Der Erbprinz stand nach den Meldungen, die ich darüber erhalten habe, noch gestern abend mit sechs Regimentern Infanterie und zwei Kavallerieregimentern in Remsel\*); der Herzog de Brissac hat mir heute noch keine Meldungen geschickt und ich habe auch keine Meldung erhalten, daß er heute wieder beunruhigt worden sei; ich hoffe, daß das morgige Geschehen glücklich verlaufen wird und es ist sicher, daß ich alles, was an mir liegt, dazu tun werde, ich bin überzeugt, daß Sie nicht daran zweifeln; was immer sich ereignen wird, ich werde Ihnen morgen abend einen Kurier schicken, der Sie noch vor diesem Brief erreichen wird. Ich schmeichle mir, daß Sie nicht zweifeln an der völligen Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe zu sein, Herr Marschall, Ihr sehr niedriger und sehr gehorsamer Diener  
Marschall de Contades.

Die französische Sicherungsgruppe unter dem Kommando des Herzogs de Brissac bestand aus zweitausend Mann Infanterie (Grenadiere) und leichten Truppen, zwei schweren Kavallerieregimentern (Gendarmes und Carabiniers) sowie den beiden Husarenregimentern „de Berchiny“ und „de Turpin“, insgesamt etwa viertausend Mann, wozu an Artillerie noch fünf Vierpfünder-Kanonen kamen. Der Herzog de Brissac war mit seinem Korps am 28. Juli 1759 von Minden aufgebrochen und über Bünde nach Gohfeld marschiert, wo er von Norden her die Werre über die alte Holzbrücke\*\*) im Zuge der Poststraße passierte, die Brücke besetzte und dann zunächst in dem ansteigenden und stark durchschnittenen Gelände südlich der Gohfelder Kirche Stellung bezog. Mit seinem Stabe quartierte sich der General wiederum im Gohfelder Pfarrhaus ein, offenbar damals der einzigen für diesen Zweck geeigneten Unterkunft in Gohfeld südlich der Werre. Da dem General de Brissac die zunächst gewählte Stellung jedoch wegen des sehr unebenen und gänzlich unübersichtlichen Geländes für das erwartete Treffen mit dem Gegner ungeeignet erschien, insbesondere für seine zahlenmäßig starke Kavallerie keine Entfaltungsmöglichkeit bot, entschloß er sich, am frühen Morgen des 1. August wieder über die Werre zu gehen und eine neue Stellung in dem dortigen ebenen und offenen Gelände oberhalb der Werrebrücke zu beziehen.

Der Erbprinz hatte erfahren, daß das französische Korps am 31. Juli auf der Anhöhe südlich der Gohfelder Kirche Stellung bezogen hatte. Daraufhin bildete er, um den Gegner dort zu schlagen, aus seiner Streitmacht 3 Gruppen, deren jeder eine besondere Aufgabe zugedacht war, mit dem Ziele, im Zusammenwirken eine vollständige Umfassung der französischen Stellung zu erreichen. Die am weitesten nach Osten stehende Gruppe unterstellte der Erbprinz dem General von Bock, die mittlere Gruppe dem General von Kielmannsegge, dem noch der General von Dreves zugeteilt wurde,

\*) Gemeint vermutlich Riemsloh bei Melle.

\*\*) Diese Brücke lag einige Meter oberhalb der jetzigen Steinbrücke und wurde am 16. Januar 1799 durch starken Eisgang völlig zerstört. Etwa hundert Jahre lang wurde der Verkehr dann mittels einer Fähre aufrechterhalten, alsdann eine neue, schmale Holzbrücke errichtet, die während des ersten Weltkrieges durch die jetzige Brücke ersetzt wurde.

die Führung der rechten Gruppe übernahm der Erbprinz persönlich. Die 3 Gruppen bestanden jeweils aus drei bis vier Bataillonen, die beiden Flügelgruppen ferner aus je vier Schwadronen Dragoner, wozu bei der Kampfgruppe des Erbprinzen noch zwei schwere Kanonen kamen, während die gesamte übrige Artillerie, ferner eine Schwadron Dragoner, der mittleren Gruppe beigegeben wurden. Die nun beginnende Marschbewegung der drei Gruppen war nicht einfach und erforderte taktisches Geschick und Erfahrung in der Truppenführung. Die linke Gruppe erhielt den Auftrag, nach Südosten zu marschieren und dem Gegner den Fluchtweg über die Neusalzwerker Werrebrücke in Rehme zu sperren, gleichzeitig zu verhindern, daß der Feind auf diesem Wege von der Hauptmacht bei Minden Unterstützung erhalte. Die mittlere Gruppe hatte geradewegs auf die Gohfelder Brücke vorzurücken, diese zu überschreiten und den Gegner von vorn anzugreifen. Der westlichen rechten Gruppe war die schwierigste Aufgabe zugefallen. Sie sollte im weiten Bogen zunächst nach Südwesten marschieren und in der Gegend von Kirchlengern die Werre überschreiten, sodann auf dem rechten Werreufer auf Gohfeld vorrücken und den Feind in der linken Flanke und im Rücken angreifen. Es sollte also nach den Regeln der damaligen Kriegskunst manövriert werden und alles kam auf die exakte Durchführung des festgelegten Planes an. Hierzu war unerläßlich, während der verschiedenen Marschbewegungen ständig Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen zu halten und das Marschtempo so abzustimmen, daß alle drei Gruppen trotz der verschiedenen langen Anmarschwege gleichzeitig an den Feind kamen. Indessen lief die Aktion nicht ganz so ab, wie sie auf seiten des Erbprinzen vorausberechnet war. Denn das französische Korps hatte, wie erwähnt, inzwischen am frühen Morgen des 1. August die Stellung südlich der Werre und des Ortskerns von Gohfeld geräumt und war nach Norden über die Werre vorgerückt, so daß die mittlere Angriffsgruppe unter dem General von Kielmannsegge bereits nördlich der Werre auf die Franzosen stieß, während der Erbprinz infolge der veränderten Lage erst die von französischen Grenadieren verteidigte Gohfelder Brücke überschreiten mußte, um in den Rücken des Gegners zu gelangen.

Über den Verlauf des Gefechtes sind wir durch drei noch vorhandene Berichte ziemlich genau unterrichtet, die unmittelbar nach der Aktion verfaßt wurden. Von deutscher Seite existieren zwei Berichte, wovon der eine, in französischer Sprache abgefaßt, von dem Erbprinzen Karl von Braunschweig selbst stammt, während der andere von dem hannoverschen General der Infanterie von Spörcken niedergeschrieben wurde, der allerdings nicht an dem Gohfelder Gefecht teilnahm, sondern in der gleichzeitigen Mindener Schlacht die hannoversche und britische Infanterie führte. Der vorhandene dritte Bericht, der erst in der jüngsten Zeit bekannt wurde, stammt von französischer Seite, nämlich von General Herzog de Brissac. Er befindet sich im Archiv des französischen Kriegsministeriums, Generalstab des Heeres, und wurde dank dem Entgegenkommen des jetzigen Generals de Cossé-Brissac, Chefs der Historischen Abteilung des Generalstabes, eines

Nachfahren des damaligen Generals Herzog de Brissac, zugänglich. Der französische Bericht ist nicht nur durch seinen sachlichen Inhalt von großer Bedeutung für die Geschichte der engeren Heimat, sondern auch in seiner Formulierung äußerst interessant, in seinem Kontrast zu den kurzgefaßten und nüchternen deutschen Berichten kennzeichnend für die andersgeartete französische Mentalität. Von besonderem Interesse ist, daß wir aus dem französischen Bericht erstmals etwas von einem Treffen erfahren, das bereits 2 Tage vor der Gohfelder Schlacht am 30. Juli 1759 in der Gegend von Bünde stattfand und daß diese erste Feindberührung des französischen Korps mit dem Erbprinzen von Braunschweig nach der französischen Darstellung für die Franzosen siegreich verlief. Damit befaßt sich der erste Teil des französischen Berichts unter der Überschrift „Erstes Gefecht eines Detachements unter dem Kommando des Herzogs de Brissac“.

Die drei Berichte sind im folgenden wiedergegeben, die beiden französisch abgefaßten in deutscher Übersetzung.

Der Bericht des Erbprinzen lautet:

„Gefecht von Coveldt, am 1. August 1759.

Das Korps des Herzogs de Brissac lagerte am 31. abends mit dem linken Flügel bei dem Dorfe Coveldt, mit der Werre vor der Front und dem rechten Flügel zu den Salinen hin. Das Korps zählte ungefähr sieben oder acht Tausend Mann, ihre Stellung war von vorn unzugänglich und es blieb zum Angriff nur die Möglichkeit, den linken Flügel zu umfassen, hierzu wurden folgende Anordnungen getroffen. Es wurden drei Angriffsgruppen gebildet, die sich beim Vorrücken alle nach der Bewegung der rechten Gruppe zu richten hatten. Die Truppen der rechten Gruppe waren ein Bataillon des Regimentes von Diepenbroick, zwei Bataillone des braunschweigischen Leibregiments, zweihundert Mann des Freibataillons und vier Schwadronen des Dragoner-Regimentes von Bock. Die Truppen des Zentrums bestanden aus einem Bataillon des Regimentes Alt-Zastrow, einem Bataillon des Regimentes von Behr, einem Bataillon des Regimentes von Bock, einem Bataillon des Regimentes von Canitz, einer Schwadron des Dragonerregimentes Karl von Breitenbach, mit dem gesamten Artillerie-Park. Der linke Flügel bestand aus einem Bataillon des Regimentes von Bock, einem Bataillon des Regimentes von Dreves, einem Bataillon des Regimentes von Zastrow und vier Schwadronen des Dragoner-Regimentes von Bussche. Die Truppen des Zentrums hatten den Feind in Schach zu halten, während die des rechten Flügels die feindliche linke Flanke umfaßten. Unsere linke Angriffsgruppe hatte sich zu der Brücke bei den Salinen\*) zu begeben, um jeden Rückzug des Feindes auf Minden abzuschneiden.

Ich marschierte mit der rechten Angriffsgruppe, Herr von Kielmannsegge mit dem Zentrum, zugleich mit Herrn von Dreves, während Herr von Bock die Führung der linken Angriffsgruppe hatte. Um drei Uhr morgens wurde

\*) An der gleichen Stelle wie die heutige Werrebrücke im Zuge der Eidinghauser Straße in Bad Oeynhaus.

von dem Lager bei Quernum\*) aufgebrochen. Der Feind hatte die gleichen Absichten wie wir und wußte von unserer Absicht, anzugreifen. Sobald Herr von Kielmannsegge aus der Enge von Beck hervorbrach, zeigte sich vor ihm der Feind und das Kanonenfeuer begann von beiden Seiten. Die rechte Angriffsgruppe mußte die Werra auf einer sehr engen Brücke bei dem Dorf Kirchlinger überschreiten, um den linken Flügel des Feindes einzudrücken. Die gute Haltung der Truppe überwand indessen teils diese Schwierigkeit, teils überschritt die Infanterie den Fluß durch eine Furt, wobei sie zur Hälfte bei der Kavallerie hinten aufsaß und zur anderen Hälfte auf Bauernwagen den genannten Fluß überquerte.

Durch das überschreiten der Werra war die Lage des Feindes völlig verändert, das Kanonenfeuer war lebhaft, es dauerte fast 2 Stunden, obgleich das unsere dem des Feindes stets überlegen war. Als ich endlich in seinem Rücken erschien, geriet er sogleich ins Wanken und beim Abmarsch stieß er auf Herrn von Bock, der ihn mit einem anhaltenden Kanonenfeuer empfing. Als er sich schließlich völlig umzingelt sah, blieb ihm nur die Flucht. Fünf feindliche Kanonen mit ihrer Bespannung fielen in unsere Hände, die Zahl der Gefangenen weiß ich nicht genau; darunter waren, glaube ich, fünf Offiziere. Alles Lob gebührt dem Generalleutnant von Kielmannsegge und dem Obersten Otte vom Regiment Alt-Zastrow, der den Sieg an der Spitze seines Regimentes zu einem vollständigen machte. Als die feindliche Kavallerie vorrückte, hat er sie mit erheblichem Verlust zurückgeworfen. Unser Verlust ist sehr mäßig. Der Hauptmann Wegner vom Artilleriekorps wurde am Bein verwundet, die gute Wirkung unserer Artillerie ist ausschließlich dem Major Storch und ihm zu verdanken.

Coveldt, den 2. August 1759  
Carl G. F.“

Der Bericht des Generals von Spörcken lautet:

„Relation

von der affaire, welche des Erbprinzen von Braunschweig Durchl. mit einem Corps feindlicher Truppen am 1. Aug. 1759 in der Gegend von Gohfeldt gehabt.

Als die Truppen unter der ordre Sr. Durchl. des Erbprinzen den 31. July des abends bey Quernheim ins Lager rückten, wurden Höchstdieselben gewahr, daß das feindliche Corps sich hinter die Wera in das Dorf Gohfeldt gesetzt hatte. Se. Durchl. gaben also die ordre, solches des anderen Morgens folgendermaßen anzugreifen.

Der General Lieutenant Graf v. Kielmannsegge mit seiner Division von 4 Bat. 1 Escadr. Drag. 10 schweren canonen und den Regts.-Stücken mußte über Hauß Beck gerade auf die Brücke, so über die Wera geht, marchieren, um den Feind zu canonieren.

Des Erbprinzen Durchl. mit 3 Bataillons und dem Bockschen Dragoner

\*) Quernheim.

Regiment und 2 schweren Canonen gingen über Kirchlengern, um den Feind in die linke flanke zu fallen.

Der General Major von Bock mit dem Busschischen Dragoner Regiment und 3 Bataillons Infanterie, wurde nach der Brücke bey Saltzkoten\*) detachiert, um zu verhindern, daß von der großen Armée des Feindes über Bergkirchen und Minden kein Succurs kommen, noch vom Feinde etwas über die Brücke bey Saltzkoten passieren möchte, diese Corps zu tournieren. Wie der General v. Kielmannsegge nach der Brücke zu marchierte, fand er den Feind diesseits der Brücke schon mehrentheils aufmarchiert. Er mußte also denselben alda attackieren, und nachdem des Erbprinzen Durchl. auf die linke feindliche flanke canonieren und der General Lieutenant Graf v. Kielmannsegge ein sehr heftiges Infanterie Feuer machen lies, so wurde der Feind dadurch zum weichen und kurz darauf zur völligen Flucht gebracht. Die ersten Flüchtigen Feinde, welche sich wieder durch Gohfeldt und daselbst über die Wera geschlagen, wollten bey Saltzkoten die Brücke passieren, um ihre retraite nach Minden zu nemen. Alß aber der General Major v. Bock selbige mit seinen Canonen empfing, namen sie ihren Weg auf Remen. Die übrigen, so diesseits der Wera geblieben, sollten ihre Flucht über Bergkirchen nach Minden suchen, welche daher zum Teil auf die Bocksche Division stießen, welche diese Wege besetzt hielt, besonders suchten die Gensdarmes, welche 5 Canonen bei sich hatten, sich die passage frey zu machen. Alß aber der General Major v. Bock dieselben mit seinen Canonen empfing, und die Infanterie attackieren, floh alles in den Waldt. Zwey Divisiones von Bussche traten wegen Mangel des Raumes nur in Feuer, welche die 5 vierpfünder Canonen mit den Munitions Karren weg namen, die mit 36 Pferden bespannt waren.

Der Überrest der Flüchtigen verbarg sich im Holtze, wobei noch 3 officiere und 45 Mann wieder eingeholt wurden, doch sind bey der Attaque des General Lieutenant Graf v. Kielmannsegge noch mehr gefangene gemacht worden.“

Die vorstehenden beiden Berichte stimmen also in ihrem wesentlichen Inhalt überein. Wenn der Erbprinz die Stärke der Franzosen mit sieben- bis achttausend Mann angibt, so betrug sie in Wirklichkeit nur etwa die Hälfte. Die von dem Erbprinzen erwähnte sehr enge Werrebrücke „bei dem Dorfe Kirchlinger“ muß sich bei Oberbehme befunden haben.

Der Bericht des Generals Herzog de Brissac lautet:

*„Erstes Gefecht eines Detaschements unter dem Kommando des Herzogs de Brissac*

Ich rückte am 28. Juli 1759 von Minden ab, mit einem Detaschement, bestehend aus zweitausend Mann Infanterie und tausend Pferden, um mich zur Brücke von Bünde zu begeben, wo ich nachts eintraf und die Brücke

\*) Neusalzwerk bei Rehme, später Bad Oeynhausens, Mindener Straße, mit den Salinen um 1930 abgerissen.



Jean Paul Graf de Cossé, Herzog de Brissac, 1698—1781, Generalleutnant, später Marschall von Frankreich

besetzen ließ. Ich schickte auf dem rechten und linken Ufer zwei Kompanien Grenadiere zur Brücke von Kirchlengern und zwei weitere Grenadierkompanien zur Brücke von Elgernuel\*), am Ufer der Else, die in die Werre fließt. Auf meinem Marsch stieß ich auf ein Truppenlager, das ich erkunden ließ, es waren die beiden Husarenregimenter ‚de Berchiny‘ und ‚de Turpin‘, die die Weisung hatten, sich unter mein Kommando zu stellen. Ich befahl zwei Abteilungen, in Richtung Melle und Lübbecke vorzugehen, um die Stellung zu erkunden, die nach meiner Annahme von den Truppen des Erbprinzen von Braunschweig besetzt war. Bei Anbruch des Tages rekonoszierte ich sogleich meine Posten und verstärkte sie um zwei Piketts. Ich erkundete ein Schlachtfeld, geeignet, am nächsten Tage den Erbprinzen von Braunschweig zu besiegen. Es passiert ziemlich oft im Kriege, daß die Truppe auf dem rechten oder linken Flügel einer Stellung zu viel oder zu wenig vorgeht, wodurch ein Erkundungsbericht wertlos wird, der nützlich und notwendig für die Unterrichtung eines Generals ist, um alle zu treffenden Vorsichtsmaßnahmen reifen zu lassen; aber man gleicht dann das Fehlen von Nachrichten dadurch aus, daß man sich munter hält und die ganze Fülle von Zufällen vorhersieht.

Das gelang mir am 30. Juli. Der Erbprinz griff meine Posten an und drängte sie auf meine Stellung zurück. Kaum brach der Tag an, als ich einige Gewehrschüsse vernahm, ich begab mich sehr schnell dorthin und als ich näher herankam, verstärkte sich das Feuer, ich ließ Generalmarsch schlagen, der Graf de la Guiche, an der Spitze der Kavallerie, warf sie sogleich ins Gefecht und besetzte die bedeutenden Höhen, die ich am Vorabend erkundet hatte. Der Marquis de Segur warf die von ihm befehligte Infanterie in die Schlacht, die, bereit zum Einsatz, den Vorstoß der Kavallerie abwartete, um eine vorteilhafte und notwendige Stellung einzunehmen.

Ich begab mich zu meinen Grenadiern, die sich kriegsmäßig zurückzogen, mit der stolzen Haltung, die einen Rückzug vor überlegenen Kräften ehrt. Sie marschierten, wieder zur Schlacht geordnet, mit ihrem linken Flügel an der Else, ebenso mit ihrem rechten Flügel, vor ihnen Buschwerk auf der von meiner Kavallerie besetzten Höhe. Ich ließ sie zahlenmäßig verstärken, unter Beachtung des Mutes und der Kriegserfahrung des Marquis de Segur an ihrer Spitze, mit dem Prinzen von Anhalt und dem Grafen von Berg unter seinem Kommando.

Der Erbprinz marschierte gedeckt durch den Elselauf auf seinem linken Flügel, unter Verstärkung seiner Truppen, seine Artillerie vorn, das Gelände bewaldet, durch das er marschierte, genügend übersichtlich, um seine Bewegungen unterscheiden zu lassen, sein rechter Flügel angelehnt an ein sehr dichtes Waldstück\*\*), die Front seiner Angriffsbewegung, auf meinen rechten Flügel gerichtet, hatte kaum mehr Ausdehnung als die meiner Verteidigungsstellung. Als ich seine Artillerie bemerkte und ihre

\*) Gemeint vermutlich Ennigloh.

\*\*) Riemsloher Wald?

Marschrichtung erkannt hatte, ließ ich die meinige vorrücken, die eine mit Erfahrung ausgesuchte günstige Stellung auf einer Anhöhe bezogen hatte, und es dauerte nur einen Augenblick, daß die in lebhafter Fahrt befindliche feindliche Artillerie von den Artillerieoffizieren meines Detaschements zurückgeschlagen wurde. Meine Artillerie hatte eine solche Wirkung auf die Artillerie und die Truppen des Erbprinzen, daß mir ihr linker Flügel, wo sich die Hauptmacht seiner Streitkräfte befand, stark erschüttert schien, ich vermutete einen Rückzugsbefehl, was mich veranlaßte, der ungarischen Kavallerie\*), die sich unter meinem Kommando befand, geführt von dem Grafen de Berchiny und dem Grafen de Turpin, den Befehl zu erteilen, sich in schleunige Bewegung zu setzen, um dem Gegner in den Rücken zu gelangen. Gleichzeitig ließ ich eine Abteilung Infanterie schnell vorrücken, auf die Höhe über einer Schlucht, die meinen linken Flügel deckte, um in die rechte Flanke des Feindes einzubrechen; zwei Züge Kavallerie wurden zu ihrer Unterstützung befohlen.

Die Besorgnis, die der Feind über die Bewegung meines linken Flügels empfand, erkannte ich daran, wie er darauf reagierte. Nunmehr stieß der Marquis de Segur, um eine Entscheidung für den Waffenruhm des Königs herbeizuführen, mit seiner Infanterie vor, griff mit gewohnter Tapferkeit an, eroberte alle seine Vorpostenstellungen zurück und dehnte sie bis zur Else aus, deren Ufer er mit seiner Infanterie besetzte. Die ungarische Kavallerie und Abteilungen der französischen Kavallerie\*\*) überschritten die Else und rückten an ihrem Lauf bis in die Nähe eines Ortes vor. Sie brachten zahlreiche Gefangene zurück, die ebenso wie die Bauern des Ortes\*\*\*) mir berichteten, daß der Erbprinz schon befürchtet habe, bei seiner Batterie den Tod zu finden, ferner, daß er in Melle mit einem Korps von zwölftausend Mann Lager bezogen habe, daß sie mir die Stärke seiner leichten Truppen\*\*\*\*) nicht angeben könnten und daß er von Melle aus mit einem großen Truppenverband gegen mich losmarschiert sei.

Dieses gewonnene Gefecht verschaffte unserer Armee Zugang zu ihrem Brottransport und Geldtransport, die man erwartete. Die eingebrachten Gefangenen trafen ebenso wie die beiden Transporte alsbald bei unserer Armee ein. Ich zog meine Truppen zurück, ließ sie ruhen, meine Posten besetzen und nahm meine erste Stellung wieder ein, im Bewußtsein der großen Ehre, Generale und Truppen zu befehligen, deren Tapferkeit stets durch die Ehre bestimmt wird, Franzosen zu sein, und durch den Ruhm des großen Königs, dem sie dienen.

Gegen sechs Uhr abends erfuhr ich, daß der Feind im Eilmarsch auf Herford marschierte und durch seine Manöver meinen linken Flügel beunruhigte. Darauf begab ich mich zu Pferde an die Else und überschritt sie auf der Bündler Brücke, die ich bewachte. Meine Stellung auf der Höhe war so

\*) Die beiden Husarenregimenter.

\*\*) Nationale Kavallerie, im Gegensatz zu den Fremdregimentern, wie die Husaren.

\*\*\*) Wetter bei Melle?

\*\*\*\*) Jägerverbände.

beherrschend, daß ich feindliche Bewegungen gegen mich nicht fürchtete. Ich erhielt jedoch den Befehl des Marschalls (de Contades), am 31. Juli zur Sicherung der Transporte abzumarschieren, der mich veranlaßte, mich auf den Weg nach Gohfeld zu begeben, wo ich nur eine schwierige Stellung vorfand, geeignet, besiegt und mit Sicherheit umgangen zu werden.

Um meiner Pflicht ihnen und ihrer Mannschaft gegenüber zu genügen, schickte ich die freiwilligen Offiziere, die mir die Ehre gegeben hatten, mit mir zu marschieren, zur Armee zurück. Der Eifer und Mut des französischen Adels waren mir eine Hilfe, ich möchte nicht müde werden, seinen sprühenden Willen zu rühmen. Der Marquis de la Tournelle, Offizier der Gendarmerie\*), zeichnete sich dabei besonders aus, auch mein Sohn, der Herzog de Cossé, gab mir sehr Anlaß zur Zufriedenheit.

In Würdigung der Ehre, die tapferen Männer zu sehen, die so ehrenhaft mutig vorgegangen waren, erblickte ich ohne Verwunderung den edlen Schmerz der Kavallerie, daß sie nicht daran hatte teilhaben können. Der Marquis de Segur, an der Spitze der Infanterie, hatte den ganzen Ruhm dafür zu beanspruchen, ferner die Offiziere der Artillerie, deren Lob, Urteilskraft und festen Mut ich nicht genug verkünden konnte, jeder Kanonenschuß lobte ihren sicheren Blick. Die Kavallerie hatte ihren glanzvollen Tag am 1. August in dem zweiten Gefecht des Detaschements, in welchem ich die Ehre hatte, den Befehl zu führen.

Herzog de Brissac.

*Zweites Gefecht des Detaschements unter dem Kommando des Herzogs de Brissac*

Am gleichen 31. Juli überschritt ich die Bega\*\*) auf einer Brücke oberhalb von Gohfeld und bezog Lager auf der Höhe, meine Infanterie in der ersten Linie, meine Kavallerie in der zweiten und meine leichten Truppen auf meinem linken Flügel. Ich ließ die Brücke durch Grenadierkompanien besetzen und auf die Meldungen, die ich nach dem Mittagessen erhielt, schickte ich Abteilungen auf den Weg nach Herford, mit dem Befehl, dort während der ganzen Nacht zu patrouillieren. Ich konnte den Feind nicht in meiner Stellung in Gohfeld erwarten, wo ich kaum eine Möglichkeit zum Einsatz meiner Kavallerie hatte, da das Gelände stark durchschnitten war. Ich entschloß mich also, falls der Feind etwas gegen mich unternehmen sollte, wieder den Fluß auf der Brücke zu überschreiten, an der ich zwei Grenadierkompanien zurückgelassen hatte, und wurde in diesem Entschluß bestärkt durch das, was mir der Marschall in der Nacht, die seiner Schlacht von Minden und meinem zweiten Gefecht vorausging, auftrug. Er kündigte mir die überlegenen Kräfte an Truppen und Artillerie an, die gegen mich anrückten und riet mir, mich der Schlacht zwischen dem Paß von Bergkirchen und dem Dorfe Gohfeld zu stellen, und überließ mir in seinem

\*) Schwere Kavallerie.

\*\*) Gemeint die Werre.

Brief die Entscheidung über meine Bewegungen. Ich hatte mich alsbald entschieden und erteilte meine Befehle, damit am folgenden Tage bei Tagesanbruch meine sämtlichen Truppen unter Waffen und in ihrer Gesamtheit auf dem Marsch waren.

Am 1. August um 4 Uhr morgens brach ich aus meinem Lager auf, meine Infanterie überschritt die Bega\*) auf der Brücke und meine Kavallerie durch eine Furt rechts\*\*) von der Brücke. In diesem Gebiet ist das Gelände genügend offen, nach Passieren der Brücke gelangt man in eine ganz hübsche Ebene, die der Fluß zu meiner Linken begrenzte, zu meiner Rechten Gebüsch. Kaum hatte meine Kavallerie, die unter dem Kommando des Grafen de la Guiche die Nachhut bildete, sich zu entfalten begonnen, als ich die feindliche Kavallerie bemerkte, die sich ebenfalls entfaltete. Ich ließ auf dem Felde meine vordere Linie formieren, die zweite Linie links angelehnt an den Fluß und rechts nahe dem Gebüsch, wo ein Hohlweg entlang führt, an dem einige Häuser stehen.

Die Schnelligkeit meiner Bewegung veranlaßte die feindliche Kavallerie, sich alsbald auf ein Waldstück zurückzuziehen, gestopft voller Infanterie, von dem ich nicht mehr als 500 Schritt entfernt war. Ich habe sie an dem Tage überhaupt nicht mehr wiedergesehen.

Ich zog meine Artillerie vor, die feindliche war bereits in Stellung gegangen. Um meinen rechten Flügel zu stützen, zog ich meine Infanterie vor und ließ sie in dem Hohlweg sich entfalten, an den der Feind den äußersten linken Flügel seiner Infanterie angelehnt hatte. Meine Infanterie traf ein, an ihrer Spitze der Marquis de Segur, der seine Anordnungen für die Verteidigung mit seinem ausgezeichneten Urteil und seiner Kriegserfahrung gab.

Meine Aufgabe war, vorzugehen und den Erbprinzen in Schach zu halten, obwohl ich an Streitkräften den seinen weit unterlegen war. Ich verfügte insgesamt über zweitausend Mann Infanterie, tausend Pferde und die beiden Husarenregimenter ‚de Turpin‘ und ‚de Berchiny‘, die ich im Kampf in der dritten Linie aufstellte, um daraus später Abteilungen zu bilden, die ich auf meiner rechten Flanke aufstellte. Ich verharnte in dieser Stellung fast zweieinhalb Stunden, obwohl von den zweiunddreißig feindlichen Geschützen sehr lebhaft gefeuert wurde, gegenüber meinen nur fünf Kanonen. Ich konnte der stolzen Haltung meiner Kavallerie nicht zuviel Lob sprechen und möchte bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, ihre Standhaftigkeit hervorzuheben. Frankreich fordert das Lob ihres tapferen Führers, er bewies große Festigkeit und unerschütterliche Entschlossenheit, die ihn ehrt. Als ich erkannt hatte, daß der Gegner mich rechts und links umging und er sich infolgedessen in seinem Zentrum schwächte, befahl ich dem Feldmarschall Grafen de la Guiche und dem Generalmajor de St. Georges, die Kavallerie zum Angriff auf die Infanterie bereitzustellen; wenn ich es fertig

\*) Werre

\*\*) Also unterhalb der Brücke.

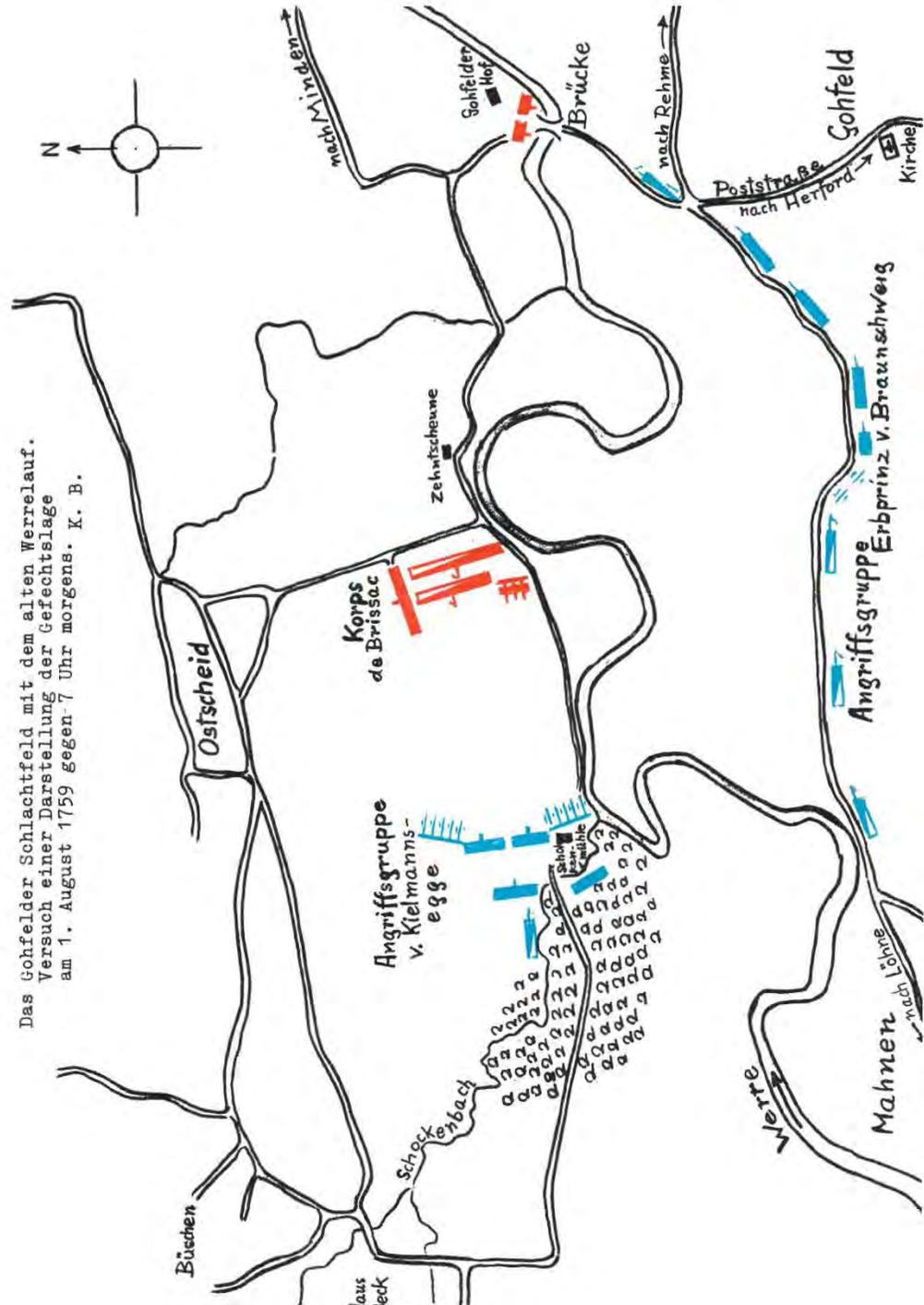
brächte, das Zentrum zu schlagen und mich dann gegen den rechten oder den linken Flügel wenden würde, hoffte ich, den Gegner zu besiegen, indem ich ihn teilte.

Die Herren stellten vier Abteilungen der ersten Linie in Gefechtsordnung auf, insgesamt vierhundert Pferde, hielten in der zweiten Linie die Reserve, bestehend aus hundertfünfzig Mann Gendarmerie und hundertfünfzig Mann Carabiniers. Der Rest der Kavallerie blieb in der bisherigen Stellung. Die Kavallerie durchritt eine leichte Senkung, die die Ebene durchschnitt und uns vom Feinde trennte, unter dem Feuer der feindlichen Artillerie, das sehr lebhaft war, aber bei unserer Kavallerie nicht die geringste Unordnung verursachte. Diese formierte sich in zwei dicht aufgeschlossenen Gliedern und setzte sich fast gleichzeitig vorwärts in Bewegung, um der Angriffsbewegung Wucht zu verleihen, mit genügenden Zwischenräumen innerhalb der Glieder, um das Feuer hindurchzulassen. Als die Kavallerie nur höchstens noch dreihundert Schritt vom Feinde entfernt war, befahl ich den Herren, zum Angriff überzugehen, und unverzüglich nach dieser Weisung warfen sich der Graf de la Guiche und Herr de St. Georges mit der befohlenen Schnelligkeit auf die Linie der feindlichen Infanterie und jagten über sie hinweg, dabei einem furchtbaren Feuer der mittels Kartuschen geladenen Kanonen und einem ebenso furchtbaren Gewehrfeuer ausgesetzt.

Der Feind, der zwei Linien bildete, hatte übrigens gegen 7 Uhr vormittags bemerkt, daß wir uns vorbereiteten, ihn in seinem Zentrum anzugreifen, und daraufhin seine Infanterie des rechten und linken Flügels zurückgeholt, woraus er, verborgen im Gebüsch, eine beträchtliche Reserve gebildet hatte. Unsere Kavallerie durchbrach alles, bemächtigte sich dort der Kanonen, wurde aber durch die Infanteriereserve, die sie nicht hatte bemerken können, so heftig empfangen, daß sie starke Verluste erlitt und gezwungen war, sich zurückzuziehen. Ihre Reste sammelten sich auf dreihundert Schritt unter dem feindlichen Feuer. Der größte Teil der Offiziere war gefallen, verwundet oder gestürzt. Wenige Truppen in Europa erreichen den Vorang des Franzosen, in seiner Überlegenheit über die Feinde des Königs.

Ich wollte mich noch nicht zurückziehen, indem ich bedachte, von welcher Wichtigkeit es war, daß ich meinen Posten besetzt hielt, und ich fühlte mich verpflichtet, standhaft zu bleiben — mit meinen tapferen Truppen mußte ich Ruhm ernten —, alles zu unternehmen, um ein Korps von zwölftausend Mann und zweiunddreißig Geschützen aufzuhalten, das ohne mich und unsere französische Ehre die Straße durch die Mindener Gebirgspforte gewinnen würde, um dort in Marschkolonnen alsbald die rückwärtigen Stellungen unserer Armee zu erreichen, in Gegenwart der alliierten Armee. Als ich schließlich zu meiner Rechten und Linken feindliche Kolonnen bemerkte, die mich umgangen hatten und schon in meinem Rücken standen, gab ich Befehl zum Rückzug. Meine Kavallerie, die angegriffen hatte, bildete die Vorhut, diejenige, die nur unter dem Kanonenfeuer und unter einem entfernten Gewehrfeuer gelitten hatte, wurde als Nachhut bestimmt,

Das Gohfelder Schlachtfeld mit dem alten Werrelauf.  
Versuch einer Darstellung der Gefechtslage  
am 1. August 1759 gegen 7 Uhr morgens. K. B.



unter dem Befehl des Herrn de St. Georges, der mit dem Grafen de la Guiche den Angriff geführt hatte.

Die Kavallerie bildete meine rechte Kolonne und marschierte in ziemlich offenem und für die Artillerie passierbarem Gelände, weswegen meine Kanonen ebenfalls diesen Weg nahmen. Meine linke Kolonne, geführt von dem Marquis de Segur, marschierte mit ihrer Infanterie durch verdecktes Gelände, auf der gleichen Höhe, wie die Kavallerie. Ich war damit beschäftigt, meine Brücke über die Bega\*) zu verteidigen, an der ich zwei Grenadierkompanien aufgestellt hatte, die ich in Reserve hielt. Als ich an der Spitze der rechten Kolonne ein starkes Infanteriefeuer vernahm, befahl ich den Grenadieren, die Brücke mit allen Kräften zu verteidigen und sich dann auf der Marschroute der Infanterie zurückzuziehen. Ich begab mich so schnell wie möglich mit meinen Ordonnanzen an die Spitze der Marschkolonne und fand dort meine Kanonen vom Feind erobert, ohne sie zurückzugewinnen zu können. Die feindliche Infanterie verstärkte sich, um meine beiden Flügel noch schneller aufzurollen, ich verlor keine Zeit, sie mit meiner Kavallerie anzugreifen und wir durchbrachen mit dem Degen in der Faust die Infanterie, die ihre Streitkräfte noch nicht dem Gelände angepaßt hatte. Sie konnte mich nicht daran hindern, mich wieder mit unserer Infanterie zu vereinigen, die die Sicherung unserer Rückzugsbewegung übernahm. Das Detaschement, das ich zu führen die Ehre hatte, kehrte um 1 Uhr nachmittags durch den Paß von Bergkirchen zur Armee zurück, nachdem es nach sechseinhalbstündigem Gefecht seinen Rückzug dorthin begonnen hatte.

Der Marquis de Segur und der Graf de la Guiche verdienen für ihren Mut und ihre Haltung vor dem Feind das höchste Lob.

Der Prinz von Anhalt hat sich verhalten, wie es einem Manne seiner hohen Geburt zukommt.

Herr von Berg hat dort Beweise großer Tapferkeit geliefert.

Herr de St. Georges, erster Chef der Carabinierbrigade\*\*), hat dort seine ganze glänzende Tapferkeit, wie auch die seiner Carabiniers, bewiesen, ebenso Herr de Livron, Adjutant der Carabiniers, der bei ihm war.

Der Graf de Durfort, Chef der Carabinierbrigade, ist dort gefallen; es ist ein Verlust für die Truppe, daß es eine tapfere Haltung weniger gibt.

Der Marquis de Fossence-Montmorency, der eine Gendarmerieabteilung befehligte, hat sich mit der Auszeichnung verhalten, wie es dem Namen, den er trägt, entspricht.

Die Gendarmes, stets tapfer, haben an diesem Tage ihren gewohnten Mut bewahrt.

Der Marquis Le Veneuv, Kornett der Gendarmerie, dessen Pferd bei der ersten Salve der feindlichen Artillerie getötet war, handelte würdig seines französischen Adels, begab sich zu den Grenadieren und kämpfte dort während des ganzen Gefechts weiter.

\*) Werre

\*\*) Hier gleichbedeutend mit Carabinierregiment.

Der Marquis de Flamarain, Kornett der Gendarmerie, wurde in meiner Nähe durch einen Gewehrschuß an der Kehle schwer verwundet und bat mich zugleich kalten Blutes, wie es die wahre Tapferkeit verleiht, um Erlaubnis, sich verbinden zu lassen, er werde sich sogleich wieder bei mir zurückmelden.

Herr de Montretenu, Wachtmeister des Detaschements, erwies sich als äußerst geschickt, sein allbekanntester Mut verließ ihn niemals.

Der Graf de Segur, Adjutant des Marquis de Segur, wurde schwer verwundet und geriet in die Hand des Feindes.

Der Graf de Froulay bewies an der Spitze einer Abteilung Kavallerie große Standhaftigkeit.

Ich müßte alles erwähnen, was ich dort an gleicher Haltung gesehen habe. Die feindliche Artillerie war so zahlreich und feuerte derart heftig, daß man die Richtung ihres Feuers nicht mehr unterscheiden konnte, es richtete sich nach vorn und über Kreuz gegen die unerschütterliche Standhaftigkeit unserer Kavallerie. Die Herren Offiziere von der Artillerie hörten nicht auf, mit ihren fünf Geschützen zu feuern und zeigten dort die gewohnte ausgezeichnete Haltung des Artilleriekorps.

Ich habe meine Aufgabe erfüllt, indem ich das Korps des Erbprinzen aufhielt, der mit zwölftausend Mann regulärer Truppen und zweiunddreißig Geschützen, ungerechnet seine leichten Truppen, die rückwärtigen Stellungen der Armee des Marschalls de Contades erreicht hätte, in Gegenwart der Alliierten. Ich gebe Rechenschaft über die glänzenden Gefechte, die ich gesehen habe, und über Generale, die sie beispielhaft führten. Ich bedaure all die tapferen Leute, die dort geblieben sind. Ich habe dem König Rechenschaft gegeben in dem Bericht, den ich die Ehre hatte, ihm zu übersenden, über Verluste, die ich in diesem zweiten Gefecht erlitten habe, ich hoffe, daß seine Güte mir, bevor ich die Augen schließe, in seinem Dienst noch Gelegenheit gewähren wird, sie wiedergutzumachen. Solches ist der Glaube meiner ehrerbietigen und treuen Anhänglichkeit an seine Majestät.

Herzog de Brissac."

Zu erwähnen ist, daß im Verlaufe des Gefechts auch das Gohfelder Pfarrhaus unter Artilleriebeschuß geriet, so daß der Gohfelder Pfarrer Friedrich August Weihe gezwungen war, mit seiner Familie die Kellerräume aufzusuchen, vermutlich der erste geschichtlich überlieferte Fall in hiesiger Gegend, daß man vor einem Bombardement in Schutzräume zu flüchten gezwungen war. Es ist allerdings anzunehmen, daß die Geschosse nicht von feindlicher Seite, sondern aus den Rohren des von Westen anrückenden Erbprinzen stammten, der ja zunächst die Franzosen noch in den Stellungen des Vortages mit dem Stabsquartier im Gohfelder Pfarrhof glaubte. Am Vorabend der Schlacht hatten übrigens französische Offiziere zu Weihe geäußert, sie rechneten damit, daß sie geschlagen würden. In diesem Falle würden die Franzosen sich durch Gohfeld zurückziehen und, um ihren Rückzug zu decken und den Feind aufzuhalten, die an der Poststraße nach Her-

ford liegenden Häuser in Brand stecken, also wohl auch das Pfarrhaus und die Kirche. Daß damals der gesamte Ortskern Gohfelds nicht in Asche sank, war, wie wir gesehen haben, nur dem Umstand zu verdanken, daß der französische General de Brissac dort keine Möglichkeit für den Einsatz seiner starken Kavallerie sah und es deswegen vorzog, wieder über die Werre zu gehen, von wo er dann mit den Resten seines Korps nach Norden abgedrängt wurde. Am Abend des 1. August 1759 hatte Weihe die Freude, den siegreichen Erbprinzen Karl in seinem Hause aufnehmen zu können. Die Verluste der Franzosen an Toten und Verwundeten sollen sehr beträchtlich gewesen sein. An Gefangenen verloren sie fünf Offiziere und dreihundert Mann.

Die Trümmer des zerschlagenen französischen Korps, die nach dem Bericht des Generals v. Spörcken in den „Waldt“, d. h. in das Wiehengebirge, geflohen waren, schlugen sich über den Paß von Bergkirchen, ein Teil auch über Rehme und Porta, zu der französischen Hauptmacht bei Minden durch, die dort am gleichen Tage in der großen Schlacht besiegt wurde. Im Gemeindehaus in Gohfeld hängt ein zeitgenössischer Plan des Gefechts bei Gohfeld, der um die Jahrhundertwende von dem damaligen Amtmann Schrakamp gestiftet wurde. Er entstammt einem Sammelwerk über den Siebenjährigen Krieg, das nach einem aufgedruckten Vermerk in der „Raspischen Buchhandlung“ in Nürnberg erschienen ist. Der Plan enthält eine genaue Erklärung über die einzelnen Phasen des Gefechts. Die beigegebene Erläuterung verdient unser Interesse und soll deswegen hier wiedergegeben werden. Sie lautet:

„Plan der Action bey Coofeldt zwischen einen Hanoveranischen Corps unter Comando des Erb Prinz v. Braunschweig, und einen Französisch unter Commando des Duc de Brissac den 1. Augustus A<sup>o</sup> 1759.

#### Explication

- A. Stellung des Mons. Le Duc de Brissac d. 31. July Abends.
- B. Dieses Corps en Orde de Bataille.
- C. Stellung des Hanoveranisch. Corps.
- D. March derselben.
- E. Stellung des Hanoveranisch. lincken Flügels, unter Comando des Generals v. Bock gegen den rechten des Französisch. Corps, nächst an der Brucke.
- F. Centrum des Erb Prinz v. Braunschweig Corps unter Commando der Generals v. Killmanssegg und Dreves, welche sobald sie einen Canon Schuß dem Französisch. Corps nahe kómen, von denenselben Canonirt worden.
- G. Rechter Flügel von den Erb Prinz selbstén Comandirt, und marchierte über die Kirchlínger Brucke.
- H. Dieses Corps en Ordre de Bataille.

- I. Hanoveranische Bewegung, um denen Franzosen in Rücken zu kómen.
- K. Gegenseitige Bewegung.
- L. Retirade des Französischen Corps.“

Der Plan stellt die geographischen Verhältnisse stark verzerrt dar, was nicht weiter verwundert, da er nicht auf Grund exakter Vermessungen, sondern an Hand von Erkundungsberichten oder Schilderungen Reisender erstellt wurde, wie es damals üblich war. Das heutige Dorf Gohfeld mit der Kirche ist als „Jollebron“ verzeichnet, während ein Kirchdorf namens „Coofeldt“ zusätzlich nördlich der Werre, ostwärts der Einmündung des Schockenbachs, eingezeichnet ist, wo sich bis Anfang des vorigen Jahrhunderts der Gutshof „Altschockemühle“ befand und heute noch das letzte erhaltene Gebäude dieses Hofes steht. Das Dorf Löhne ist unter der Bezeichnung „Leunen“, ohne Kirche, zutreffend dort vermerkt, wo sich auch heute noch der Kern des Dorfes Löhne mit der Kirche befindet. Eine gute halbe Meile südostwärts des heutigen Dorfes Gohfeld ist ein Kirchdorf namens „Berrencamp“ verzeichnet, das dort niemals existiert hat und hinter dem sich vielleicht der wesentlich weiter entfernte Ortsteil „Berenkämpfen“ von Wehrendorf bei Vlotho verbirgt. Abgesehen von den geographischen Mängeln ist aber auch die eingezeichnete Darstellung des Gefechtes in wichtigen Punkten historisch unrichtig. So ist in dem Plan die Ausgangsstellung des französischen Korps vom 31. Juli 1759 nördlich der Werre etwa in der Gegend zwischen dem Schockenbach und dem Kaarbach in Werste eingezeichnet, während sie in Wirklichkeit in dem ansteigenden Gelände südlich der Werre und der Gohfelder Kirche lag. Weiter soll nach dem Plan die alliierte rechte Kampfgruppe unter dem Kommando des Erbprinzen über Kirchlengern direkt nach Osten marschiert und nördlich der Werre geblieben sein, obwohl sie in Wirklichkeit südöstlich Kirchlengern die Werre überschritt, dann auf dem rechten Werreufer über Löhne auf Gohfeld marschierte und dort von Süden her nochmals über die Werre ging. Im Mindener Heimatmuseum befindet sich noch ein anderer zeitgenössischer Plan des Gohfelder Gefechts unter der Bezeichnung „Bataille de Minden“, der den Marschweg des Erbprinzen zutreffend, mit dem Werreübergang bei Oberbehme und dem Weitermarsch auf der rechten Werreseite wiedergibt.

Erwähnt sei noch die Überlieferung, wonach ein gewisser Jobst Heinrich Lohrmann aus Minden von dem französischen Oberkommando beauftragt gewesen sein soll, den Operationsplan für den 1. August 1759 dem in Gohfeld stehenden General de Brissac zu überbringen. Lohrmann soll den Operationsplan, in seiner Schuhsohle versteckt, von Minden nach Gohfeld befördert, ihn jedoch vorher dem gegnerischen alliierten Oberkommando bei Lübbecke zur Einsichtnahme vorgelegt haben. Hierdurch sei der Ausgang der Schlacht entscheidend zugunsten der Alliierten beeinflusst worden. Gegen die historische Wahrheit dieser Überlieferung sprechen allerdings gewichtige Gründe. Denn da die Verbindung von Minden nach Gohfeld

über die alte Poststraße zu dem fraglichen Zeitpunkt noch in französischer Hand war, dürfte für die französische Armeeführung kaum ein Grund bestanden haben, einen schriftlichen Befehl auf diese abenteuerliche Art befördern zu lassen, anstatt dazu, wie üblich, einen eigenen Ordonnanzoffizier zu verwenden. Zwischen dem Oberkommando und dem Korps Brissac hat ohnehin laufend Verbindung bestanden, wie aus dem oben wiedergegebenen Bericht des französischen Generals hervorgeht. Zudem erscheint es wenig glaubhaft, daß man ein Schriftstück von solcher Wichtigkeit ausgerechnet einem Angehörigen der einheimischen Bevölkerung anvertraut haben sollte, mit deren feindseliger Einstellung gerechnet werden mußte. Ungeachtet der erheblichen Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung ist nicht ausgeschlossen, daß ihr ein wahrer Kern zugrunde liegt. In seinem lesenswerten Beitrag „Jobst Hinrich Lohrmann und die Schlacht bei Minden“ zu dem im Jahre 1959 erschienenen Erinnerungsbuch „Die Schlacht bei Minden“ hat Klaus Marowsky inzwischen die Frage gründlich durchleuchtet und neue interessante Aufschlüsse gegeben. Zwar ist auch er nicht in der Lage, letzte Zweifel an der geschichtlichen Wahrheit der Überlieferung auszuräumen, doch bleibt als historische Tatsache immerhin festzustellen, daß es im Jahre 1759 einen Mindener Bürger namens Jobst Hinrich Lohrmann, geboren am 21. 10. 1728, altgedienter Soldat, wohnhaft in der Mindener Fischerstadt Nr. 813, wirklich gegeben hat. Im übrigen bestehen solcher Art Überlieferungen auch in bezug auf andere Orte und Begebenheiten, sie pflegen sich häufig um bedeutungsvolle, historische Ereignisse zu ranken. Man denke z. B. an den legendären Fischer, der am Vorabend der Seeschlacht bei Helgoland im Jahre 1401 heimlich das Flaggschiff des Seeräubers Klaus Störtebeker erstiegen und flüssiges Blei in das Ruderwerk des Schiffes gegossen haben soll, wodurch das Schiff manövrierunfähig und mit der gesamten Seeräuberflotte von den Hamburgern genommen wurde. Man denke ferner an die Sage von Wilhelm Tell, dessen historisch nicht nachweisbare Person nach der Überlieferung im Mittelpunkt des schweizerischen Unabhängigkeitskampfes gestanden haben soll. Die Phantasie des Volkes hat sich eben von jeher an großen Zeitgeschehnissen entzündet und es geliebt, die nüchterne, ihr manchmal schwer erklärliche Wirklichkeit durch Zufügung volkstümlicher Figuren und Vorgänge verständlich zu machen. Hierfür könnte der wackere Jobst Hinrich Lohrmann mit den geheimen Schlachtplänen zwischen den Schuhsohlen ein typisches Beispiel sein.

Minden-Ravensberg blieb nun endlich bis zum Kriegsschluß im Jahre 1763 von feindlicher Besetzung verschont. Anläßlich des Hubertusburger Friedens vom 15. Februar 1763 dichtete der Gohfelder Pfarrer Weihe sein „Danklied auf den allgemeinen Frieden“:

1. Lobe nun den Gott der Liebe,  
Zion lobe deinen Gott.  
Lobe durch des Geistes Triebe,  
Er macht jeden Feind zu Spott.  
Er macht deinen Grenzen Frieden,  
Sing ihm nun ein neues Liede,  
Sage: Tausendmal sei dir,  
Teurer Vater, Dank dafür.
2. Fühltest du nicht auch die Rute,  
Die der Welt gebunden war?  
Schwamm nicht unser Volk im Blute,  
Drückte nicht der Feinde Schar  
Dich und deine armen Brüder?  
Nun gibt Gott die Ruhe wieder.  
Sage: . . .
3. Alles nahm der Feind zur Beute,  
Nicht nur Häuser, Hab und Gut,  
Nein auch soviel arme Leute,  
Unser eigen Fleisch und Blut.  
Unsr Weiber, Mütter, Kinder,  
Nun vertreibt sie Gott, die Sünder.  
Sage: . . .
4. Wieviel Kirchen stunden öde,  
Manche war ein Krankenhaus.  
Wie hielt uns der Feind so schnöde,  
Unser Gottesdienst war aus.  
Gott erhört geheimes Flehen,  
Läßt uns endlich Hilfe sehen.  
Sage: . . .

An der Straße Werste — Otscheid, die heute über die Stätte des Gohfelder Gefechts führt, steht bei dem jetzigen „Haus Gohfeld“ seit Jahrzehnten ein Gedenkstein, an dem früher eine aus dem Gefecht bei Gohfeld stammende Kanonenkugel befestigt gewesen ist. Das in der Nähe des Gedenksteines hinter dem Hof Rasche liegende Wiesengelände trägt noch heute die Bezeichnung „Blutwiese“. Nach Mitteilung des inzwischen verstorbenen früheren Besitzers des heutigen „Haus Gohfeld“, Julius Lemke, stieß man um die Jahrhundertwende dort unweit des Wohnhauses auf ein Massengrab, wobei auch Skelettreste mit einer Kanonenkugel im Brustkorb gefunden sein sollen. Weiter soll bei der Werreregulierung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts oberhalb der Gohfelder Brücke ein französischer, kupferner Feldkessel gefunden worden sein. Aus dem Gefecht stammende Kanonenkugeln sollen früher auf den umliegenden Höfen aufbewahrt oder für irgendwelche Zwecke verwendet sein. Schließlich wurde nach Angabe

von Julius Lemke um die Jahrhundertwende bei Erdarbeiten auf dem Schlachtfeld im Sandboden eine aus dem Gefecht stammende Reiterpistole gefunden.

Der Erbprinz Karl, als Karl Wilhelm Ferdinand von 1780 bis 1806 regierender Herzog von Braunschweig, hat später noch zweimal eine geschichtliche Rolle gespielt. Er führte im Jahre 1792 den erfolglosen preußischen Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich, über den Goethe in seiner „Kampagne in Frankreich“ anschaulich berichtet. Als Siebzjähriger führte er im Jahre 1806 das preußische Heer in dem unglücklichen Kriege gegen Napoleon, wurde in der Schlacht von Auerstedt am 14. Oktober 1806 schwer verwundet und starb auf der Flucht kurz darauf in Ottensen bei Hamburg, wo er auch begraben liegt.

#### Quellenangaben:

Hermann v. Petersdorff, *Fridericus Rex*, Berlin 1925,  
Gebr. Paetel, Carl Henschel Verlag.

Karl Kornfeld, *Geschichte des Kirchspiels Gohfeld*,  
Verlag M. Plückelmann, Gohfeld.

L. Tiesmeyer, *Friedrich August Weihe, einer Prophetengestalt aus dem 18. Jahrhundert*, Gütersloh 1921, Verlag Bertelsmann.

Wilhelm Wellpott, *Ein Stück Heimatgeschichte aus der Zeit des 7jährigen Krieges*, *Bad Oeynhausener Anzeiger u. Tageblatt* Nr. 156 vom 5. 7. 1924.

L. v. Sichert, *Geschichte der Königlich hanoverschen Armee*,  
Hannover 1870, Hahn'sche Hofbuchhandlung.

F. C. W. H. v. Westphalen, *Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig — Lüneburg*, Berlin 1871.

Knötel-Sieg, *Handbuch der Uniformkunde*,  
Verlag von Diepenbroick-Grüter & Schulz, Hamburg.

*Die Schlacht bei Minden, ein Erinnerungsbuch*,  
J. C. C. Bruns' Verlag, Minden 1959.

Niedersächsisches Staatsarchiv.

Archiv des französischen Kriegsministeriums, Generalstab des Heeres.  
Heimatmuseum der Stadt Minden.

Fotos: Foto Kossmann, Minden.





**PLAN  
der Action bey  
COEFELDT**

Zwischen einem Hanoveranischen Corps unter  
Comando des Erb Prinz v Braunschweig, und  
einen Französiq unter Comando des Duc de  
Brisiac den 3. Augusti A<sup>o</sup> 1739.

**EXPLICATION**

A. Stellung des. Marf. Le Duc de Brisiac d. zu Salz Abends. B. Stellung  
des Corps en Ordre de Bataille C. Stellung des Hanoveranisch Corps  
D. March derselben E. Stellung des Hanoveranisch Linken Flü-  
gels, unter Comando des Generals v. Bock gegen den rechten  
des Französiq Corps, nächst an der Brücke F. Centrum  
des Erb Prinz v. Braunschweig Corps unter Com. d. des  
Generals v. Killmarjock und Dreesz welche... sie  
auf einen Canon schick dem Französiq Corps nahe  
kommen, von denselben Canonire worden G. rechter  
Flügel von den Erb Prinz selbstem Comandirt und mar-  
chirte über die Kirchlinöser Brücke H. Stellung des  
Ordre de Bataille I. Hanoveranische Bewegung um denen  
Französiq in Rücken zu kommen K. Gegenseitige Bewegung  
des J. Retrade des Französiq Corps



**Stadt Löhne**  
Stadtarchiv  
Oeynhausener Straße 41  
32584 Löhne  
05732/100317  
Stadtarchiv@loehne.de  
[www.loehne.de/Stadtarchiv-](http://www.loehne.de/Stadtarchiv-)